

E 2948 I

Livland

und

die Anfänge deutschen Lebens

im baltischen Norden.

Von

Kurd von Schlözer.

Berlin 1850.

Verlag von Wilhelm Herrp.

(Vertrieb: Buchhandlung.)

III.

Der Priester Balthasar. Gründung der Kirche zu Dattill an der Edda.
Das holländische Bisthum kommt unter die Heimlichkeit des brennenden
Geistes. Bischof Berthold. Papst Innocenz III. und Bischof Al-
bert von Brixen. Kämpfe mit den Römern. Die weltlichen Krieger-
führer gewinnen an Bedeutung. Eitel, der Hauptkrieger für die
Gründung neuer Kreuzfahrer. Gründung Algers. Stiftung des
Schwarzenbundes. Kämpfe mit den Römern an der Edda. Ritter Kon-
rad von Ardenberg. Unterjochung der Kaiserlichen von Kassel
und Göttinge durch die Deutschen. Innere Vertheilung des holländischen
Bisthums. Freundschaft des Bischofs mit den Schwarzenbündlern. Der
Leute steht sich in Dattill an. Albert steht mit dem Kaiser
von Dattill zu Göttinge, tragt seine ganz Thron der holländischen Kirche
anheimsich Seite 35.

IV.

Kriege der Deutschen mit den Römern. Diese setzen die Kreuzfahrer zu
Gott. Bischof Albert sucht Dattill in Dattill. Die holländische
Kirche wird christlich zu einer europäischen Hauptkirche. König
Waldemar II. von Dattill. Seine Stellung zu Dattill.
Die Hohenstaufen. Friedrich II. Waldemars Wächter auf Göttinge.
Seine Göttinge. Gründung Algers. Der Dattill. Bischof Al-
bert von Dattill. Die Dattill stehen dem Römischen Göttinge und tra-
ten von als Dattill der Deutschen auf. Albert sucht Göttinge beim
Papst mit dem deutschen Kaiser. Seine Dattilligen Dattill an
den Göttinge, den Waldemar Göttinge auf die holländische Kirche
anheimsich. Albert muß endlich Dattill und Göttinge unter die
holländische Heimlichkeit stellen. Dattill will die fremde Dattill nicht
anheimsich. Neuer Vergleich Alberts mit Waldemar auf der Insel
Dattill Seite 80.

V.

Allgemeiner Haßhaß der Polen gegen die Litauer und Deutschen. Kon-
 gress, Plesken und Sambor setzen den Polen zu Gailitz. Preussischer
 Krieg. Eroberung Dorpat durch die Deutschen im Jahre 1324.
 Bischof Johannes von Havelberg. Einfall der Litauer in Pommern.
 Schlacht an der Rassa am 31. Mai 1324. Gefangenenshaft Walde-
 mars II. auf dem Schlosse Dannewerg. Die Deutschen erobern Her-
 genburg in Ostland aus, die Litauer müssen sich auf die litauischen
 Forderungen beschränken. Konigreich und Plesken schließen Frieden mit
 den Havelbergern. Hermann von Havelberg. Einfall des Bischofs
 zu Dorpat. Bischof Wilhelm von Rostock geht als außerordentlicher
 Gesandter des Papstes nach Litauen. Neue Besitzungen der Deut-
 schen und Litauer. Der päpstliche Legat nimmt die Besitzungen der
 Litauer für die römische Kirche in Beschlag. Der Krieg bleibt den
 Litauern. Waldemars Befreiung aus der Dannewerger Geft. In der
 Schlacht bei Dirschau am 22. Juli 1327 wird Waldemar geschla-
 gen. Die Deutschen beschließen sich Königs. Erklärung Friedrichs II.
 zu Litauen. Das litauische Element gewinnt an Bedeutung in den
 litauischen Landen. Havelbergs Tod der Fürsten von Samland mit
 Riga und Gailitz. Zug der Deutschen nach Ostl. Albrecht
 Tod. Die litauische Kirche macht sich unabhängig vom böhmischen
 Bisthum Seite 111.

VI.

Die alten Preußen und Lithauer. Je mehr die christliche Lehre sich
 an den litauischen Küsten ausbreitet, desto stärker suchen beide Völker
 ihre heidnische Götzen zu erhalten. Einzug des litauischen Landes
 in das Reich Königs von Pommern. Unterwerfung der Preußen.
 Die Lithauer gewinnen an Macht. Krieg, der erste Großkurfürst
 gründet 1320 das litauische Reich. Neue Gefahren für die Be-
 sitzungen der Deutschen in Litauen Seite 135.

VII.

Helgum, Lehnsmann der Schwertballe in Heland. Ursache, die Schwertballe mit dem heiligen Orden zu vereinigen. Heinrich II. wird durch seinen Vetter in Rom diese Verbindung zu hindern. Die Eltern sterben den Kaiser zu Tode und erheben die Krone seiner an ihrer Waise nach Heland. Die Deutschen vernichten den Eltern zu der kleinen Waise zu helfen. Endlich legt sich der Kaiser ins Mittel. Heinrich bringt durch seine Gesandten in Rom auf die Herausgabe der christlichen Gefangenen. Hermann von Salza begünstigt den Plan Helgums, die heiligen Rittersleute zu vereinigen. Kaiserliche Befehl der christlichen Kirche. Schlacht der Deutschen gegen die Kuffaren am 21. September 1136. Helgum fällt; seine Rittersleute werden ihm folgen. Jetzt geht man in Rom auf Helgums Plan ein. Papst Gregor IX. vereinigt die Orden. Heland und der Orden von Hildesheim werden christliche Lehnsmann. Der Orden von Hildesheim muß der Orden des Eltern helfen sterben.

Seite 141.

VIII.

Die Insel Gotland. Die gotländische Sage. Verbindung der Gotländer mit Schweden. Niederlegung der Deutschen in Heland. Die deutsche Kaiserkrone. Kaiserlicher Befehl Gotland. Untergang Schwedens, Julius und Augustus. Heland wird Mittelpunkt der ganzen nordwestlichen Kirche. Deutsche Niederlegung in Heland. Der heilige deutsche Kaiser. Seine Gesandten und Gesetze. Verbindung der Kirche Seite 151.
Kaiserliche Seite 163.

I.

Im Sommer des Jahres 904 brach der Kaiser Karl mit seinem Heerbanne vom Hoflager zu Wachen auf, um nach Norden gegen das Sachsenreick zu ziehen. Zweihundertzig lange Kriegsjahre hatten nicht hingereicht, um diesen stets kampffertigen, zu immer neuen Empörungen aufgelegten Feind zu unterdrücken. Jetzt galt es einen letzten Schlag auszuführen. Der Kaiser war zu den äußersten Gewaltmaßregeln entschlossen. Er hatte es sich nun einmal zur höchsten Aufgabe seines Lebens gestellt, die auf dem europäischen Festlande weitverbreiteten germanischen Völkstämme zu einem Ganzen zu vereinigen, und außerhalb wie innerhalb dieses Völkerverbandes den noch immer mächtig rothherabenden Heidenthume und der diesem eng verbundenen Barbarei überall mit dem Schwerte der Vernichtung oder dem Kreuze der heisslichen Civilisation entgegen zu treten. Wollte er daher von diesem Ziele nicht absteigen, so musste er sehr eadlich vor Allen bei jenem trübsigen Volkstamme der Sachsen seiner Herrschaft die unbedingtste Anerkennung, dem Christenthume aber volle Geltung verschaffen.

Had es gelang ihm. Ein kurzer Feldzug, der dem Fürsten
 nicht einmal Gelegenheit gab, seine Streitkräfte zu einer
 entscheidenden Schlacht zusammenzuführen, reichte hin, um
 den letzten Rest von Selbstständigkeit und nationaler Un-
 abhängigkeits im Sachsenlande zu brechen und durch die
 Handhabung der größten Strenge eine Erhebung desselben
 fortan unmöglich zu machen. Damals geschah es, daß,
 auf des Kaisers Befehl, zehntausend Sachsen mit Frau
 und Kind die heimatlichen Ufer der Elbe verlassen und
 in ferne Gegenden des sächsischen Reichs auswandern
 mußten, um sich dort neue Wohnsitze zu schaffen. Früher
 hatte Karl in den südlichen Gegenden des Sachsenlandes
 Bistümer eingerichtet, jetzt wurden im Norden ähnliche
 Gründungen vorgenommen, denen bald die Anlage von
 größeren Städten folgte. An den Marken des eroberten
 Landes aber erhoben sich rasch wohlbesetzte Kastelle und
 während die Zwangsbauten der Kirche für die Ruhe und
 Ordnung im Innern des Landes sichere Gewähr leisteten,
 boten im Osten das starke Halle und Magdeburg, im
 Norden die feste Ostsee an der Elbe aufstrebende kräf-
 tigen Schutz gegen alle Angriffe der kühnen Grenznachbarn.

Denn keineswegs sollte Karl in ruhigen Besitze des
 so mühsam Erungenen bleiben. Schon drängten von Ost
 und West die alten Erbfeinde des deutschen Namens mit
 neuer Macht heran: dort lagerten die ungezählten Massen
 slavischen Volkes, hier jenseits des Dannerwieses lagte der
 Däne gierigen Blicks herüber ins Sachsenland und drohte
 jeden Augenblick mit neuen Einfällen, während an den

Gefahren der Nordsee große Schwärme von normännischen Raubschiffen umherstreifen und alle Küstenlande in Angst und Schrecken versetzen. Der Hall des Sachsenspiegels hatte dem Heidenhaine eine seiner Hauptstützen geraubt; der ganze Norden Europa's schien in Aufruhr zu sein und sich entschlossen, blutige Rache für den schickslichen Genossen zu nehmen.

Keinen Augenblick verkannte der Kaiser die Größe der drohenden Gefahr. Wohlgerüthet zu Lande wie zur See trat er überall fühn und entschlossen diesen Angriffen entgegen. Aber die Hände waren zu mäßig und der physischen Gewalt allein ist es nie gelungen, da einen dauernden Sieg zu erringen, wo Begeisterung für eine Idee dem Gegner fehlt. Das konnte dem großen Karl bei seiner tiefen Selbsterkenntnis nicht verborgen bleiben. Er suchte auf wirksamere Mittel. Wie, wenn er es vermöchte, in diesen weiten nordischen Gegenden mit dem Wapen des Geistes dem Worte der Liebe und des Friedens Eingang zu verschaffen, wenn es ihm nach am Abende eines überreichen Lebens gelang, seinen hehren Namen, der schon an den Ufern des Obro wie am fernem Chalifensitze zu Bagdad, im Vatican wie am byzantinischen Hofe mit Begeisterung und Ehrfurcht genannt wurde, hier unter den heidnischen Völkern, die so eben erst aus ihrem Dunkel hervor in ein neues Stadium ihrer Entwidlung zu treten schienen, ein Denkmal zu gründen, größer als aller Wapensprüche, ehrenvoller als aller Glanz der Eroberung? Solche Gedanken bewegten unablässig die Seele des großen Fürsten.

Und in dem Jahre 811 gründete er, die Geschichte des europäischen Nordens mit starker Hand ergreifend, an den Ufern der Elbe, wenige Meilen vor ihrem Ausflusse ins Meer, eine heilige Stätte zur Errichtung eines Erzbischofthums, von wo die christliche Lehre zu den östlichen Slaven wie zu den Dänen und den übrigen Bewohnern des Nordens ausgehen sollte. Der Bischof Anshar wählte die dort gebaute Kirche, und bald traf hier auch ein frommer Priester Namens Herdag ein, den der Kaiser zum ersten Erzbischof dieses nordischen Vorwerks der Christenheit auserkoren hatte.

Wer ein Unstern eigener Art walte von Anfang an über der jungen, mit so großen Hoffnungen gegründeten Pflanzung. Noch war Herdag nicht einmal zum Bischof geweiht, als ein unermarter Tod den Kaiser abrief. Kurze Zeit darauf starb auch Herdag selbst. Die hamburger Kirche war plötzlich verwaist und Niemand fand sich, der ihr einige Achtung schenke. Denn wenn auch unter Karls Sohn und Nachfolger, dem frommen Ludwig, das nordische Völkerstamm mit regem Eifer fortgesetzt wurde, so waren doch alle die großartigen Pläne, die sich an die Ererbung jenes Erbkaisers geknüpft hatten, für lange Zeit in Vergessenheit gerathen. Erst im Jahre 831 nahm Ludwig vielleicht unbewußt die Entwürfe jenes Vaters wieder auf. In Norwegen, Schweden und Dänemark hatten damals die Missionare Olo und Ansgar mit vielen Mühen für die Heidenbekehrung gewirkt und um diesen Unternehmungen einen festen Rückhalt in Deutschland zu geben,

versuchte der Kaiser nun die abermalige Gründung eines hamburget Erzbisthums. Dem wohlverdienten Ansgar wurde zuerst die Verwaltung desselben übertragen und durch den fortgesetzten Eifer, mit dem er die nordische Mission beaufschätzte und überwachte, erhielt bald sein Syrmagel nach allen Seiten hin den mächtigsten Einfluß. Es schien, als sollten jetzt endlich die Pläne des heimgegangenen Vaters vermirklicht werden.

Da brachen plötzlich neue, unheilvolle Ereignisse über die blühende Stiftung ein.

Die heidnischen Normannen, die schon lange in diesen Erzbisthum einen der gefährlichsten Waffensplätze gegen ihre Feinde erkannt hatten, erschienen mit 600 Segeln in der Bucht vor Hamburg. Um erfolgreichen Widerstand leisten zu können, war hier damals gerade nichts vorbereitet. Das Kastell wurde überrumpelt, Kirche und Kloster in Brand gesetzt und die Mehrzahl der Bewohner niedergemacht oder verjagt. Ansgar selbst entkam mit genauer Noth; er mußte die heiligen Gemälder zurücklassen und konnte nur die theuren Reliquien seiner Kirche retten. Mit diesen irrte er lange Zeit, begleitet von wenigen, getreuen Gefährten, obdachlos umher, wurde in Bremen, als er hier ein Unterkommen suchte, vom Bischof Leubiger schändlich abgewiesen, bis er endlich in Ratzeburg im Berthenschen bei einer mitleidigen Witwe, der fremden Jüta für sich und seine Kleinkinder einen sicheren Schutz fand. Hier errichtete er ein Kloster. Die städtigen Geistlichen scharten sich bald wieder um ihn, und da mittlerweile die Normannen von

dem verwüßten Hamburg schon abgezogen waren, so begann er von Neuem seinen Kirchstempel zu betreiben, die durch den Einfall wankend gewordenen Gemüther wieder im Glauben zu befestigen und mit unerschrockenem Eifer für die nöthlichen Heiden zu sorgen.

Einer so aufopfernden Pflichttreue konnte aber auf die Länge die gebührende Anerkennung nicht versagt werden. Schon beschästigten sich Kaiser und Papst alles Ernstes mit der Regelung der Angelegenheiten des auso ärgste heimgesuchten nordischen Wälfes, dessen Teilung der wadere Ansgar wieder übernommen hatte und als nun im Jahre 847 durch den Tod Leutigers der Bischofsstolz in Bremen erledigt wurde, verordnete Leo IV. den Bremer Kirchstempel mit der hamburgers Metropole und übersandte den Ansgar zugleich mit dem erzbischöflichen Pallium die Vollmacht, an geeigneten Orten Kirchen zu gründen, Priester zu weihen, ihre Sprengel zu bestimmen und Bischöfe anzuordnen, welche alle ihm und seinen Nachfolgern im Erzbistum sollten untergeben sein. Erst ein später Tod setzte der vielseitigen Thätigkeit dieses Mannes ein Ende.

Zeit jenem verheerenden Einfälle der Wälfinger, der den Schicksalen des nordischen Erzbistums eine so überraschende Wendung gegeben hatte, mochten etwa 200 Jahre verflossen sein, als sich Adalbert, der Sohn des Pfalzgrafen Friedrich I. von Sachsen, eine gigantische, glanzvolle Erscheinung, von den Einem verschrien wegen der Kleinlichkeit seiner Gestalt, bewundert von den Andern wegen seiner Tugenden und Gaben, auf den erzbischöflichen

Stuhl zu Bremen schwang, um bald von hier aus durch die kühnsten Entwürfe und Untersuchungen den ganzen Norden von Europa eine neue, hohe Bedeutung zu verleihen.

Die einflussreiche Stellung, welche die hamburgisch-bremische Kirche während dieses Zeitraums in Folge des raschen Aufschwungs des europäischen Nordens errangen hatte, schien jener hervorragenden Persönlichkeit selbst die Bahnen zur glänzendsten Entwicklung geöffnet zu haben.

Der europäische Norden war allmählig zum Bewußte seiner Kraft gekommen. Das Dunkel war gelichtet, welches alle jene entlegenen Lande der Elben, Finnen und Skandinavier dem Alterthume wie dem Italiker Karls des Großen verschleiert hatte. Kühn und unruhig hatte es zuerst der norrmännische Seeräuber unternommen, die entfernten Gegenden dieser nördlichen Welt zu erforschen und nachdem er durch seine Gesfahrten und Kriegszüge eine weithin wirkende Aufregung, eine gegenseitige Berührung und Verschmelzung der verschiedenartigsten Volkselemente herbeigeführt hatte und er sich nun, müde vom Jahrhundert langen Abwandern, nach ruhigem Besitze sehnte, da war schon mittlerweile das Christenthum mit seinem Alles durchdringenden und belebenden Einflusse dayröthen getreten und hatte in diesen ihm neu geöffneten Regionen die alte heidnische Götterwelt, zu deren Erhaltung der religiöse Fanatismus der Normannen seine ganze Kraft vergeblich aufgewendet hatte, in die dunkle Tiefe des Volksbewußtseins zurückgeführt, wo sie im heidnischen Aberglauben noch Jahrhunderte lang ihr Wesen trieb.

Überall war der Eifer für das Christenthum mächtig erwacht. Da gab es keinen Staat, kein Volk, keine Macht, die im Stande gewesen wäre, dem Strome der neueren Ideen auf die Länge Stand zu halten. Die natürliche, ungehinderte Freiheit des Nordländers war gewichen, eine höhere Gestalt an ihrer Stelle getreten.

Staunend hatte so eben erst die Christenheit im Jahre 1026 den damals gewaltigsten Fürsten des Nordens, Knud den Mächtigen, den Träger der vereinten englischen und dänischen Königssternen nach Rom pilgern sehen, um hier in frommer Andacht dem heiligen Vater selbst seine Huldigung darzubringen. Etwas fünfzigjährig vorher war in Schweden, wo sich das Christenthum seit den Zeiten des Ansgar in aller Stille und auf friedlichen Wege verbreitet hatte, der König Olaf in dem Vorn bei Husaby in Westgothland vom Bischof Siegfried gekauft worden, jenem göttelichmüthigen Angelsachsen, der sein ganzes Leben daran setzte, um fern von der Heimath, einen frommen Boden für den Samen des Christenthums vorzubereiten. Heftiger Kämpfe hatte es freilich in dem benachbarten Norwegen bedurft, bevor die neue Lehre zu allgemeiner Geltung kam, da hier von Anfang an das religiöse Element mit dem politischen in Konflikt gerathen war. Aber während hier noch die zahlreichen heidnischen Stammesbünde zugleich mit ihrem alten Rechte die alte Sittenlehre hartnäckig gegen die aufsteigende Macht eines einzigen Oberkönigthums, das sich aufs engste dem Christenthume angeschlossen hatte, vertheidigten und dadurch immer neue

Kämpfe und Spaltungen hervortreten, hatten bereits wanderlustige Männer, welche aus Unzufriedenheit mit den politischen Wirren und Bewegungen des Heimathland verließen, der slandinavischen Freiheit wie der christlichen Lehre auf den fernem Inseln der nördlichen Polarwelt eine neue Stätte gegründet. Schon war durch sie das eisige Grönland entdeckt. Schon arbeiteten hier auf den grasreichen Triften der Halbinsel die Heerden fleißiger Anseher, welche auch bald festbare Wallreihühne als Petrospekung nach Rom sandten. Schon waren große Haufen dieser unternehmenden Auswanderer, als ob die Grenzen Europa's ihrem Thundrange zu eng geworden, nach dem nördlichen Festlande von Amerika übergesetzt und hatten hier, fast ein halbes Jahrtausend vor Columbus' weltentzogener Fahrt, bis tief ins Innere des Landes hinaus ihre Kirchen und Kolonien gegründet, deren fernere kurze Geschichte, ohne Einfluß auf die damalige Weltentwicklung, vielleicht spurlos verschollen wären, wenn nicht noch heute in den heiligen Tempeln und den halbverwütheten Ruinenschiffen gewaltiger Felsblöcke, so wie in den Sagen und Dichtungen jener Zeit die Erinnerung an die Thaten dieser Normannen fortlebte. Denn schon hatte sich auf dem bereits seit zwei Jahrhunderten entdeckten Jöland jenseit sinnige, poetische Stilleben entwickelt, das hier unter dem rauhesten nördlichen Himmel die zartesten Blüthen slandavischer Sage, Sprache und Dichtung hervortrieb und in den Goldrungen der Erde dieselben mythischen Völkerkämpfe, Hergfahrten und Großthaten der nordisch-germanischen Altvordern

verherrlichte, welchen wir zum Theil nur in wenig abweichender Gestalt bald darauf in dem deutschen Nibelstraße der Nibelungen wieder begegnen.

Aber nicht minder erfolgreich als für den Nordwesten waren diese Tzuzüge der Normannen für den Nordosten Europas gewesen. Hier wie dort gelang es ihrer Kühnheit und Waffenkunde den Kreis der bekannten Länder und Gewässer zu erweitern; überall etablierten sie, obgleich selbst die erbittertesten Feinde des Christenthums, der neuen Lehre neue Bahnen. Denn fast in demselben Decennium des neunten Jahrhunderts, da Othar, der sechshundert Galogaländer, »des Tageträgen weiler als die Wallischfänger segelnd«, das Nordcap Scandinaviens umfuhr und, in die bis dahin fast verschlossenen Regionen des Polarraums stehend, bis zur Dwina in das reich und gedrückte Land der fabelhaften Blarmer gelangte, gründete ein anderer muthiger Führer Rurik mit einer auserlesenen Schaar kaiserlicher Gefellen aus dem Stamme der schwedischen Rus jenseits des baltischen Meeres unter slavischen und finnischen Volksmassen einen mächtigen Staat, der bald in seiner raschen Ausdehnung zum schwarzen Meere mit dem byzantinischen Reiche in enge Verbindung trat, um von hier mit der christlichen Lehre die ersten Keime edlerer Bildung in sich aufzunehmen, während ihm der skandinavische Norden zugleich mit den weltlichen Gesetzen noch zwei Jahrhunderte hindurch zum Schutze gegen innere und äußere Feinde die kräftigsten seiner Stämme zuführte. Hier auf den weiten osteuropäischen Ebenen, wo schon die Gebirge

so manches edlen Kriemannes blieben, sehen wir noch im Jahre 1024 »den blühen Jahun, der mit seinen Wädgersn von jenseits des Meeres« dem rechtskräftigen Gebieter von Rußland zu Hülfe gerufen war, im Kampfe mit dem auführerischen Michailow. Hier an den Ufern der Dnieper, dessen Fluthen so lange Jahrhunderte alle jene Kriemanneshaufen zum schwarzen Meer hinaufgeführt hatten, die nach Constantinopel zogen, um dort in dem kaiserlichen Garden Ehre und Ruhm zu erwerben, hier in Kiew, wo sich jetzt die glänzende Hofburg der Rurikiden erhob, wollte um eben diese Zeit die schöne Jagegerd, eine schwedische Königslehter, die ihr Vaterland verlassen hatte, um an der Seite ihres fürstlichen Gemahls, des mächtigen Jaroslaw den letzten Glanz eines Regentenhauses zu erhalten, das nur zu bald, durch innere Zwistigkeiten verdrert, die Jahrhunderte der Schwach und Erniedrigung über Rußland herbeirief. Hier endlich freite so lange Zeit vergehend der kühne norwegische Prinz Harald, »der Blitz des Nordens und der Verderber der dänischen Inseln«, um die Hand Elisabeths, der ältesten Tochter Jaroslawes und führte erst, nachdem er, wie die Sage geht, im jaranenischen Eliden und Aprils sein Glück versucht und an den Gefahren des schwarzen Meeres in flugenden Riebern an die »stolze, russische Malt« seine Trauer ausgehaucht, die Geliebte heim, um dann im hohen Alter, wo ihn neuer angeblühter Kriegsmuth hinaustrieb, in der weltbekannten Schlacht bei Zamsfordbrücke den Heldenstod zu finden.

Wir sehen, der Norden Europas und die Südwelt waren einander näher gerückt und in die mannigfachsten Verbindungen zu einander getreten. Als vermittelndes Glied zwischen beiden stand aber das hohe Christ an der Weser da, von wo aus sich während des neunten und zehnten Jahrhunderts, unter der besondern Pflege und Fürsorge angelsächsischer Geistlicher, das Christenthum immer weiter nach Norden hin ausgedehnt und überall tiefe Wurzeln geschlagen hatte. Freilich war es den brennischen Kirchenfürsten nicht gelungen, den ganzen Nord seiner Reformation unter ihrer Beherrschung zu bringen und sich der ausschließlichen Leitung des herrlichen Bisthumsmerkes zu bemächtigen. Denn durch frühe und enge Beziehungen zu Constantinopel war das ganze gewaltige Russenreich schon unmißverbringlich für die abendländische Kirche verloren; Esen, Guren und andere Bewohner des nördlichen baltischen Meeres wiesen alle Versuche, die von Schweden und Dänemark aus gemacht wurden, sie zur Annahme der Taufe zu bewegen, damals noch trotzig zurück; die Völkern waren sogar noch nicht einmal dem Namen nach in der Westwelt bekannt: hier war es einer späteren großen Zeit vorbehalten, die Verhältnisse der früheren Jahrhunderte nachzuholen. Aber eine desto reichhaltigere Thätigkeit entwickelte die brenner Kirche nach andern Richtungen hin. Was seit den Zeiten Karls des Großen im Norden der deutschen Weidenmark öftlich von der Elbe für die Verbreitung des Christenthums geschehen, war besonders von Bremen ausgegangen und befördert. Von Bremen erhielt

ten Scandinavien und Dänemark zahlreiche Bischöfe und Geistliche. Von hier wurde der ganze Norden mit allen seinen Kirchen, Klöstern und geistlichen Eifungen überwacht, und wenn sich auch dann und wann an manchen Orten leise Gelüste nach Unabhängigkeit zeigten, so mußte Bremen doch immer bald wieder durch scharfe und kluge Maßregeln seine Stellung als Metropole aufrecht zu erhalten und ihr den gehörigen Nachdruck zu verleihen.

Während sich so das Ansehen und die Macht dieses Erzbischofs nach Außen hin immer mehr erweiterte, hatte sich im Inneren seiner deutschen Kirchenlande ein Feuer des Haders und der Zersplitterung entzündet, das, anfangs leise glühend, bald in die offene Flamme der Feindseligkeit auszufliegen drohte. Schon lange hatten sich nämlich, wie in allen deutschen Gebieten, so auch im Sachsenlande zwischen den weltlichen und geistlichen Machthabern die gefährlichsten Eifersüchteleien und Streitigkeiten entwickelt, die einen immer erasteren Charakter annahmen, je mehr die Einen wie die Andern, dem allgemeinen Zuge jener Zeit folgend, ihrer Gewalt auszuweichen und zu erweitern trachteten.

Da waren es vornehmlich die hochangesehenen Billunger, in deren Geschlecht sich schon seit der Mitte des zehnten Jahrhunderts die Herzogswürde über den bei weitem größten Theil des Sachsenlandes vom Vater auf Sohn fortgepflanzt hatte und die in der ihnen von den Kaisern gestellten Aufgabe, die Grenzen des deutschen Gebietes gegen Norden zu schützen und auszuweiten, zugleich eine voll-

gültige Aufforderung erblickt hatten, ihre eigene Handmacht durch die Erwerbung und den alleinigen Besitz der wendischen Landschaften zu erweitern. Daß aber hierdurch die Kirche, welche die Kriege gegen die heidnischen Stämme nur als ein Mittel zur Ausbreitung des Christenthums anerkennen und sich selbst die Einrichtung und Verwaltung der neuen Lande vorbehalten wollte, viele ihrer ältesten Rechte angegriffen und verletzt zu sehen fürchten mußte, war sehr begreiflich und je eifriger daher hier die Billunger zu Werke gingen, desto eifriger fügten allmählig die bremischen Erzbischöfe an, ihre Gerechtsame zu überwachen und gegen die Eingriffe der Herzöge sicher zu stellen.

Gegen die Mitte des elften Jahrhunderts hatte indessen die Macht der Billunger, besonders unter dem gemüthigen Herzog Bernhard II., einen so gefährlichen Aufschwung genommen, daß die bremischen Kirchenfürsten im Gefühle der Unmöglichkeit, hier allein Stand halten oder es gar auf einen offenen Kampf ankommen lassen zu können, sich an den Kaiser wandten, um bei ihm Schutz und Hülfe zu finden.

Manches geschah endlich, um die geistliche Gewalt mit der weltlichen wieder in das gehörige Gleichgewicht zu bringen. Aber eine entscheidende Wendung trat hier erst ein, als im Jahre 1045 jener Malbert den erzbischöflichen Stuhl zu Bremen besieg mit dem festen Entsatze, nicht nur die Macht der weltlichen Herren in seinen Kirchenlanden auf alle Weise zu brechen, sondern auch nach Außen dem Erztithe so viel Glanz und Ansehen zu verleihen, daß

dadurch selbst die großartigsten Bestrebungen seiner Vorgänger verunstaltet, ihm selbst aber für alle Zeit ein Blatt in der Geschichte gesichert würde.

Das Hauptstreben seines Lebens war, ein weltliches Patriarchat zu stiften, das, unabhängig vom römischen Stuhle, alle jene von Bremen aus christianisirten Lande aufs engste mit einander verbinden und unter seine alleinige Heimatsfürgelt stellen sollte. Und wohl schien zur Ausführung eines solchen Planes der hochfliegende Geist, der unerschütterliche Charakter und die gewandte Persönlichkeit Malberts vollkommen geeignet zu sein.

Eine hohe Geburt und fürstliche Erziehung hatten ihn schon frühe mit jenen vornehmen Lebensverhältnissen vertraut gemacht, die durch ihre Mildeithigkeit besonders den seinen Tact, Selbstkenntniß, äußeren Anstand und die Gabe des Umganges im Menschen auszubilden pflegen. Sein Vater war der Pfalzgraf Friedrich I. aus dem Geschlechte Wettin, das sich der Verwandtschaft mit den Ludolfingern und durch die Theophrano mit dem griechischen Kaiserthume rühmte; seine Mutter die hochbegabte, in den edlen Künsten und Wissenschaften aufs schärfste gebildete Gräfin Agnes von Weimar. Als der Älteste unter drei Brüdern, von denen der Eine, Otto, sich späterhin in den ungarischen Feldzügen auszeichnete, während Friedrich dem Vater in der Pfalzgrafenwürde folgte, widmete Malbert sich frühe dem Kirchendienste, bekleidete um das Jahr 1035 in Bremen das Amt eines Subdiacons und ging später als Priester nach Halberstadt. Schon damals hieß es von dem jungen Geistlichen,

dessen schlauber Wuchs und edle Jüge allgemeines Aufsehen erregten, er sei «drohend in Haltung und Gebärde und in seinen Worten so hoch, daß Manche ihn nicht trauten.» Sein Gedächtniß war bewundernswerth: fast Alles was er einmal gehört, gesehen oder gelesen hatte, behielt er und wußte es augenblicklich mit der ihm eigenen Beredsamkeit wiederzugeben. In weltlichen war er ebenso wie in den geistlichen Dingen unterrichtet und erfahren; sein durchdringender Geist sagte Alles mit gleicher Schärfe und Schnelligkeit auf. Die feinsten Genüsse, äußerer Glanz und üppiger Prunk schienen ihm Lebensbedarf zu sein; aber keusch blieb er bis zum Tode. Seine Frömmigkeit grenzte an Verschwendung. Das Bitten widerstrebte der stolzen Natur. Von Andern etwas anzunehmen kostete ihn stets Ueberwindung. Sein natürliches Selbstgefühl wirkte selbst in Gütlichkeit und Hochmuth aus. Als er im Juli des Jahres 1043 am kaiserlichen Hofe zu Aachen in Gegenwart Heinrichs III. und der vornehmsten Fürsten des Reichs von zwölf Erzbischöfen die Weihe erhielt, rief er höhnißlich aus: Nie wird irgend Jemand es wagen, mir zu fluchen, da ich von so vielen Patriarchen der Kirche und so heiliglich gesegnet bin!

Durch diese neue Würde war plötzlich seinem Ehrgeiz und seinem Thronbrange ein unermeßliches Feld geöffnet: glänzender als zuvor entwickelten sich seine hohen Talente und Geisteskräfte, aber auch greller traten zugleich seine Schwächen und Fehler aus Licht. Für die Nachkommenschaft der ihm anvertrauten Kirche bot er von jetzt an alles

auf: »Niemanden, nicht mich selbst, nicht meine Brüder, nicht meine eigenen Schläge, noch die Schläge der Kirche werde ich schonen, um mein Bisthum von dem fremden Joche befreit und den übrigen Bisthümern gleich gestellt zu sehen.« Und als ob sich in seinem ersten Unternehmen sogleich das ganze Streben seines Lebens abspiegeln sollte, ließ Alalbert, nachdem er kaum den erzbischöflichen Stuhl bestiegen, die von seinem Vorgänger begonnene Hauptkirche in Bremen niederreißen, so wie auch die Stadtmauer, den hohen steilen Thurm und das schöne von politischen Quadern errichtete Kloster, um aus den so gewonnenen Steinen den Neubau einer Kathedrale aufzuführen, der alles frühere an Pracht und Glanz überstrahlen sollte. Nach sieben Jahren war bereits das Aeußere der Kirche zum größten Theile fertig.

Und wenn dann der schöne Mann, umgeben mit dem erzbischöflichen Ornat, an hohen Festtagen unter dem strahlenden Glanze der Ketzen, dem verhauchenden Dufte der Weihrauchpfister und dem »donnernden Schalle des Chorgesanges« das Hochamt hielt, oder wenn er von den Tinnen seines Sülbergs bei Hamburg das Auge wohlgefallig über den breiten Strom der Elbe schweifen ließ, deren Gluthen seine Kirchenboien zu den Wäldern des Nordens führten, oder wenn er beim üppigen Gastmahl im Gemusse geistvoller Unterhaltungen schmelzend, von der Schaar der ihn umgebenden höfischen Schmuckler, Astrologen, Wahrsager und Ketzer als Patriarch begrüßt wurde und aus ihrem Munde vernahm, »daß er bald ein Papst werde, daß er über fünfzig Jahre in seiner Würde bleiben

und zuletzt die goldene Zeit zurückführen werde«, dann fühlte sich sein stolzes Herz gehoben, es schwell die eitle Brust und den höchsten Phantasien sich hingebend, mochte er in solchen Augenblicken wohl ausrufen, daß kein Herzog, kein Graf, kein weltlicher Machthaber mit Ausnahme des Kaisers je über ihn gebieten solle, »wahrhaft gut und edel seien auf dieser Welt nur er und der Kaiser und, obgleich er nicht den Namen des Apostelsürsten Petrus führe, so sei er doch selbst vollkommener als jener, denn er habe seinen Herrn noch nie verleugnet!«

Wie aber das stolze Herz sich dann besonders glücklich fühlt, wenn ihm Belegenheit zur Herablassung geboten wird, so war auch Walbert liebreich und krausselig gegen Pilgrime und Arme, vertraulich und mittheilend gegen seine Diener. »Oft wusch er dreißig Armen vor dem »Schlafengehen die Füße und kniete dabei vor ihnen nieder.« Daher auch seine fürstliche Freigebigkeit gegen Bittren und Waisen und gegen die, welche sich ihm anhänglich erwiesen. Dabei aber jährenig und grausam gegen diejenigen, welche ihm nicht ganz zu Gefallen lebten: seinen Probst schlug er einmal in der Heftigkeit bis aufs Blut. Schmeichler hingegen fanden wohl nie ein willigeres Ohr als das seine. Nicht minder gerne ließ er sich durch Wahrsager seine Träume deuten. Auch mit seinem Witz hand er in regen Verlehe und gewöhnte ihm stets seinen Zutritt.

Wirft man nun auf den äußeren Lebensgang dieses Mannes einen Blick, so sieht man auch hier auf das wunderbarste Gemische von kleinlichen Klauen und großartigen

Gmündes, die er alle mit der ihm eigenen Gewandtheit
 und Geßigkeit durchzuführen strebte. Die feindselige Stel-
 lung, in der er sich von Anfang an zu den mächtigen
 Bistümern besand, nahm sogleich seine ganze Umrüst in
 Anspruch. »Wie ein Ruchschafte«, pflegte Herzog Bern-
 hard zu sagen, »ist der Adalbert nach Sachsen gekommen,
 »um dem Kaiser die schwachen Stellen des Landes zu ver-
 »rathen; doch so lange ein Bistum lebt, soll der Erz-
 »bischof seinen frohen Tag haben!« Und in der That
 sorglose Ruhe und Ruhe wurden denselben nicht mehr in
 Uebermaß beschieden. Denn um sich die Gunst und Hülfe
 des Kaisers, die ihm für seine Pläne nach Außen wie zum
 Schutz gegen die Herzöge nach Innen nöthig war, zu er-
 halten, sehen wir den Erzbischof jetzt häufiger in den Pfal-
 zen als in Bremen. Seine rastlose Thätigkeit, sein weiter
 politischer Blick machen ihn bald dem Kaiser werthvoll. Auf
 allen Hofsfahrten nach Italien, Flandern, Ungarn ist
 er stets in seiner unmittelbaren Nähe. In Rom, selbst
 nahe daran Papst zu werden, betreibt er die Wahl Cle-
 mens II. und sichert sich dadurch seine hohe Freundschaft.
 Die wichtigsten Angelegenheiten des deutschen Reichs liegen
 in seinen Händen. Diese einflussreiche Stellung versteht
 der kluge Mann trefflich für seine persönlichen Zwecke zu
 benutzen und auszunutzen: Wo es gilt, seine Macht auf
 Kosten der Bistümer zu heben, da weiß Adalbert gleich
 Rath. Ihm schwebt überall nur die Bremer Kirche vor
 und dabei in fernem, nebelhaften Hintergrunde das stolze
 Patriarchat des Hordens, die gold'ne Bischofskür, welche seine

schiffen, friesischen und slavischen Lande vertheilen sollen und die weite Herrschaft über die skandinavischen Gläubigen von den Ufern der Oiber bis nach Amerika, woraus dann unermesslich eine Art goldenen Passathums hervorgehen mußte.

Das alles verlor er keinen Augenblick aus dem Gedächtnis. Gleich nachdem er sein Amt angetreten hatte, erließ er an die Bischöfe und Geistlichen so wie an die Könige und Fürsten der nordischen Reiche, zugleich mit den dringendsten Ermahnungen, unerschrocken das Missionswerk zu betreiben, Briefschaften und Hirtenbriefe, um sich ihrer dauernden Freundschaft zu versichern. Zahlreicher als zuvor durchzogen nun seine Kirchenbesitzer jene Gegenden, um zu predigen und zu bekehren. Bald gedachte er, selbst ihnen beistehen zu folgen. Denn selbst einmal den höchsten Norden Skandinaviens zu bereisen, wie es einst sein großer Vorgänger Ansgar gethan, selbst auf dem fernem Island und den Orkaden die treuen Gemeinden zu besuchen und ihnen das göttliche Wort zu verkünden, der Gedanke wirkte bezaubernd auf sein eifriges Herz; nur das Bemerken des Königs von Dänemark, daß er hierzu der Sprachen wohl nicht mächtig genug wäre, vermochte ihn von diesem Vorhaben abzubringen. Aber bald trafen bei ihm an glänzenden Hoflager zu Bremen Boien von Island, Orkneyland und den Orkaden ein, um sich Lehrer und Bischöfe zu erbitten. Frankreichs König Heinrich I. und der mächtige Kaiser von Byzanz befehligten das Christthum an der Weiser, um Adalbert ihrer Hochachtung und Verehrung kund

zu gehen und von Dänemark, Schweden und den Wendeländern erschienen die Gesandten, um ihm die Huldigungen ihrer Fürsten darzubringen. Das nordische Patriarchat schien den besten Fortgang zu haben. »Unser kleines Bremen«, schreibt Albalberts treuer Canonicus und kundiger Chronist Adam, »war damals bei den Bewohnern des Nordens berühmt wie Rom.« Schon war der Erzbischof als Legat und Vicar für alle jene nordischen Reiche vom päpstlichen Stuhle anerkannt, als plötzlich im Herbst des Jahres 1056 sein eifrigster Beschützer der Kaiser Heinrich III. starb. Augenblicklich änderte sich auch das Verhältniß der während der ganzen Zeit seiner Macht aufstiege von ihm verlebten Willungen zu dem nun verlassenen Erzbischof. Ihr lange zurückgehaltener Haß brach jetzt in offene Feindschaft gegen seine Kirchenleute aus und unter den ärgerlichsten politischen Händeln und Kriegen vergingen sechs Jahre, die Albalbert im Innern seiner Diocese gar viel zu schaffen machten, seine Thätigkeit nach Außen aber zeitweise lähmten.

Da entfielen am Pfingsten des Jahres 1062, nach einem festlichen Gelage auf der Insel des heiligen Eulbert bei Raas am Rhein, der erglückte Erzbischof Anno von Köln und Siegfried von Mainz den zwölfjährigen Knaben Heinrich IV. aus den Armen seiner unglücklichen, unschuldteste verleumdeten Mutter Agnes, um sich der alleinigen Regentschaft zu bemächtigen, vornehmlich aber um die Macht des stolzen Bischofs Heinrich von Augsburg, der sich wohl in zu hoher Gasse bei der Kaiserin eingeschlichen

hätte, zu brechen. Die Redheit, mit welcher diese That ausgeführt wurde, sicherte anfangs dem Anno das Gelingen derselben. Bald jedoch erhoben sich von allen Seiten die härtesten Schmähungen gegen ihn und besonders gegen seinen verhassten Helfershelfer. Wollte er daher nicht den ganzen Erfolg seines Unternehmens sehen lassen, so mußte er sich einen Mann zugesellen, der fähig wäre mit ihm den Staat zu regieren und ihm so sein völlig gesunkenes Ansehen in den Augen der Nation wieder zu gewinnen. Sein Bild fiel auf den Erzbischof von Bremen. Dieser ergriff augenblicklich das Anerbieten und heller als zuvor erglänzte nun wieder der lange Zeit verbunkelte Stern Albalberts.

Ihren Anno bei dem unschuldigen Hirschenfunde auszusuchen, ward seiner Alles gemäanderten Liebendwürdigkeit ein Zeichen und mit der Hinnahme des Anabers zu seinem neuen Rathgeber wuchs auch schnell das Ansehen und der Einfluß desselben. Bald zählte Albalbert wieder zu den Mächtigen im deutschen Reiche und mit frischem Muthe und ganzer Kraft konnte er sich von Neuem seinem Völkungsplane zuwenden.

Hoch im Norden in Helßagaland am baltischen Meerebusen gelandete er jetzt einen Völkhefzsig, um von hier aus den Christenthume die Bahnen in die eisigen Landschaften der Lappen- und Finnenwelt bis zum Nordcap zu öffnen und mit glücklichen Erfolge durchzog bald sein treuer Mönch Symeon predigend und belehrend die unheimlichen Wäldungen und die schauerlichen Thalgründe jener

Hellsengebirge, wohin die Berichterstatter Adams die Fin-
 nen und Entensinnen, »die schnellerfüßiger als das Wild
 sind« verlegten, während die Volkssagen und Stalmen der
 Bergart diese Gegenden mit den grausen Kämpfen Ithero
 gegen den alten Hornjoter und seine Jetunen und Niesen
 und Bergwölfe und Söhne der Felsen besetzten. Ein an-
 deres Bisthum wird weiter südlich an den Ufern des
 Melarsee in Birca gegründet, vernuthlich wohl in der
 Absicht, um von hier aus Gurland, Estland und die an-
 dern Inseln des baltischen Meeres, deren Bewohner
 noch immer im »küglichen Jernwahn und Aberglauben«
 befangen waren, der Herrschaft der Bremer Kirche zu un-
 terwerfen. Daß nämlich Gurland und Estland damals
 für Inseln galten und unser Bremer Canonicus sogar mit
 der nahesten Bestimmtheit den Umlauf der ersten auf
 acht Tagereisen angiebt, müssen wir schon den verirrten
 geographischen Vorstellungen jener Zeit zu Grunde halten, die
 ja auch noch von Amazonen, Menschenfressern, Wölfen
 mit Hundeköpfen und anderen Wundergehaltn am östlichen
 Gestade des baltischen Meeres fabulir, während doch die
 dahinterliegenden Gegenden des russischen Reiches schon so
 bekannt waren, daß die gleichzeitigen abendländischen Be-
 richterstatter stännd von der Pracht und Menge der
 Kirchen Kiows, der »Rechenbuhlerin Constantinopels« reden
 und ebenfalls Adam von Bremen berichtet in Erfahrung
 gebracht hat, daß die Rauffahrer, welche vom Ausflusse
 der Oder nach dem reichen Nowgorod hin handeln, vierzehn
 Tage in See zu bleiben pflegen.

Wehl hätte es gerade eines genialen, durchgreifenden Verstandes wie Walberts bedurft, um in diese Finsterniß eublich das Licht der Religion und Gerechtigkeit zu bringen. Aber während der lähne Mann noch mit unverbrochenem Eifer an der Ausführung seiner riesenmäßigen Pläne arbeitete, war es bereits seines zahlreichen Heeres und Ritters gelang, von Neuem seinen Schwärzen hinterad in den Weg zu treten und ihn abermals von der schwindelnden Höhe seines Glückes in die lähnenhafte Nachlässigkeit hinabzuführen.

Denn die leichtfertigen Grundzüge, die er bei der Erziehung des jungen Kaisers befolgte, machten wohl geeignet sein, sein Verhältniß zu diesem immer vertraulicher zu gestalten und seiner Regentschaft ein Uebermaß von Macht und Sicherheit zu verleihen, seinen durch ihn gebornen Gegnern gab es aber die gefährlichsten Waffen zur Hand, den anmaßenden Erzbischof in den Augen des Volkes herabzusetzen und auf alle Weise zu verleunden. Dazu kam seine nicht zu stillende Gabsucht und Gellbegier, der er mit einer Schamlosigkeit schmeichelte, daß endlich im Jahre 1066 die deutschen Fürsten auf seine Entsetzung vom Hofe drangen und es durch einen Gewaltstreich durchzuführen mußten, daß die Regentschaft wieder dem Kuno von Eiden anvertraut wurde.

Und nun schlugen auch, wie von einem plötzlichen Sturmwinde aufgewühlt, alle Wellen des Unglücks, alle Fluthen des Hasses und der leidenschaftlichsten Rache über den so eben noch hochgefeierten, jetzt auf's Neue ge-

müthigten Oeids zusammen. Bis vor die Thore seines feierlichen Bremen zogen verwüthend und verstörend die feindlichen Scharen der Willinger. Aus den Wendelanden drängten sich die Traumbefassten: in der Stadt Lenzen hatten die wieder für das Heidenthum fanatisirten Oberriten Albalerts Grenub, des Fürsten Gotschalk ermordet, den Prediger Ippe auf dem Altare erschlagen; in Rakeburg wurde der Bischof Andree zu Tode geheinigt, in Rethra der Bischof Johannes enthauptet. Ein großer Theil seiner reichen Kircheneinkünfte ging verloren. Alle bis dahin ergießigen Geldquellen versiegten und mit der Armut, die sich in sein äusseres Leben und seine Umgebung allmählich einschlich, senkte sich in das Innerste seines Herzens jene verrennungsvolle Unzufriedenheit, die es wohl noch dann und wann zu leidenschaftlichen Ausbrüchen von Hoffnungen und phantastischen Plänen kommen läßt, aber jedes ruhige Überlegen und Abwägen der Verhältnisse unmöglich macht.

•Der Erzbischof, schreibt Man, war durch Scham, Zorn und Traurigkeit so außer sich, daß man ihn für verrückt hätte halten können und betrug sich so, daß weder er selbst noch andere wussten, was er wollte und was er nicht wollte.• Noch es dem aufgackernden Lebensmuth auch noch zuweilen gelingen, ihn dem dampfenden Weilen zu entziehen und neue, lächerliche Entwürfe in ihm anzuregen, schon der nächste Augenblick mußte ihn von der Unmöglichkeit ihrer Ausführung überzeugen.

Noch einmal erging dann an ihn, wie ein Blickbild

aus den sich immer mehr verdüsternden Wollen, im Jahre 1069 die Berufung an den kaiserlichen Hof. Der jetzt zwanzigjährige Heinrich IV. hatte plötzlich den ihm widerwärtigen Anno entlassen; er schrie sich nach dem Genossen seiner Jugend, nach Adalbert zurück, von dem er wußte, daß er allein es ihm würdig und ehrlich mit ihm meine. Der sollte ihn jetzt wieder wie früher als Rathgeber zur Seite sehen. Mit frischen Hoffnungen folgte Adalbert dem Rufe, und wirklich gelang es ihm binnen Kurzem einen neuen Schimmer von Macht um sich zu verbreiten. Aber die alte Kraft war geknickt und die Last der Jahre und Leiden brach den von Natur starken Körper. Ein unglücklicher Sturz vom Pferde hatte die bedenklichsten Folgen. Gleichwohl wollte er sich den Geschäften nicht entziehen. In einer Sänfte getragen, folgte er dem Kaiser auf seinen Rundreisen vom Rhein zur Donau und von dort nach Göttingen zurück. Hier verschlimmerte sich in den ersten Tagen des Monats März sein Zustand so plötzlich, daß er das Bett hüten mußte. Noch vertraute er auf die Heilung seiner Nerye: die verschriebenen Tränke nahm er in Uebervogel; durch häufigen Werth ließ er die Krankheit blutigen. Aber er unterlag. In aller Stille entschlief er am 17ten März des Jahres 1072 um die Mittagsstunde, als sich so eben sein Gefolge an die schwelgerische Tafel begeben hatte. In der brauner Donnstadt wurde er später beigesetzt. Eine Welt von Hoffnungen ging mit ihm zu Grabe.

Dreißen Monate waren seit Adalberts Tode verstrichen,

als Hildebrand, der Sohn des Zimmermanns aus Tuscana unter dem Namen Gregors VII. den päpstlichen Stuhl bestieg. Zwei Jahre darauf erläßt er in Gemeinschaft mit seiner Kirchenversammlung von Rom die gewichtigen Beschlüsse, wonach in Zukunft die hohen wie niederen geistlichen Würden vom Papste allein vergeben werden sollen, ein jeder weltlicher Machthaber aber, der sich ein gleiches Recht anmaßen würde, der Gnade des heiligen Petrus für verlustig erklärt wird. Noch sind nicht zwei Jahre weiter verfloßen, und wir sehen den jungen ritterlichen Kaiser Heinrich IV., „das erste Haupt der Christenheit“, den Sohn eben jenes Heinrich III., der sich erst drei Decennien früher vom Papste Clemens und dem gesammten römischen Volke die Mitwirkung bei einer jeden Papstwahl hatte eidlich zusichern lassen, bei eifriger Winterkälte, barfuß, im leichten wollenen Wüßergewande, auf dem Burghofe zu Canossa den Entschliefungen Gregors entgegenharren, durch welche er des Bannfluches entbunden zu werden hoffte, der ihn wegen Widersetzlichkeit gegen den heiligen Vater getroffen hatte.

Die abendländische Christenheit war zu einem jener Wendepunkte angelangt, wo, unter den gewaltigsten Judungen und Erschütterungen, eine seit Längen vorbereitete Aenderung ihrer Geschichte zum Durchbruch kommen sollte und wo sie durch das in die allgemeine Weltordnung tief eingreifende Nachgeschick einer gesessenen Persönlichkeit neue Bahnen der Entwicklung auf Jahrhunderte hin vorgezeichnet wurden. Die Abhängigkeit, in welcher bis dahin der päpstliche Stuhl vom deutschen Kaiserthum gestanden

hatte, wurde sie mit einem Schlage gehoben und die Kirche auf jenen Höhenpunkt gestellt, von wo aus sie nicht nur der immer weiter um sich greifenden Vervielfältigung und Entfälschung ihrer Diener Gehalt zu thun, sondern zugleich den Gedanken einer geistlichen Unterjohannarchie zu voller Geltung zu bringen strebte.

Die Durchführung solcher Ideen konnte weder auf die politischen noch kirchlichen Verhältnisse im Abendlande ohne Rückwirkung bleiben. Denn indem sich von nun an alle Macht mehr und mehr in den Händen des geistlichen Oberhauptes zu Konzentratione, wurde nicht nur das Ansehen aller weltlichen Fürsten geschwächt, sondern auch der Einfluß, welchen von früheren Zeiten her die Erzbischöfe und Bischöfe erlangt und welcher sich an manchen Orten in bedenklichster Weise entwickelt hatte, plötzlich unterdrückt.

Vor Allen aber erlitt das braune Erzbisthum durch diese Wendung der Dinge in seinen äußeren und inneren Angelegenheiten bald einen allgemeinen Umschwung. Gört kam es darauf an, durch Theilung der so übermäßig angewachsenen Kirchenlande die Begründung eines unabhängigen Patriarchats, wie Adalbert es im Sinne gehabt hatte, für alle Zukunft unmöglich zu machen und gar bald gelang es dem päpstlichen Stuhle durch richtige Benutzung der Umstände den staatskirchlichen Norden einem jeden Einflusse der braunen Kirchenfürsten zu entziehen und dort durch die Errichtung selbstständiger Erzbisthümer die alten Beziehungen zu der deutschen Metropole allmählich aufzuheben.

Schon im Jahre 1082 sucht nach dem Tode des baltischen Bischofs Schalow sein Amtsnachfolger Gysler nicht mehr in Bremen sondern beim heiligen Vater selbst die bischöfliche Weihe nach, die ihm dann auf Befehl des Papstes durch den Erzbischof von Mainz ertheilt wird. Sechzehn Jahre später begibt sich der König Erich von Dänemark, der seit Längem mit dem Bremer Stuhle verfeindet war, nach Rom und erhält vom Papste auf Veranlassung des Bischofs von Bremen aufhören und an einem angemessenen Orte im Reiche ein eigener Sitz errichtet werden solle. Bereits im Jahre 1104 sendet dann der Papst Paschalis seinen Legaten Alberich nach Dänemark, der Lund in Schonen zum Sitz des baltischen Erzbischofs auswählt und den Bischof Albert mit dem Pallium bekleidet. Fünfzig Jahre darauf wird durch den Cardinal Nicolaus ein neuer erzbischöflicher Stuhl für das norwegische Reich in Nidaros, dem heutigen Tromsø, gegründet, dem die Samenländer auf Jöland, Ödland, Man, auf den ferdischen Inseln und den Ostfiden untergeordnet werden und im Jahre 1163 erhält endlich auch Schweden seinen selbstständigen Erzbischof zu Upsala.

Es war Bremen gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts nach langen hartnäckigen Widerstreben alles Einflusses im skandinavischen Norden beraubt und nur noch auf seine deutschen Kirchenlande beschränkt.

Da langen im Jahre 1158 deutsche Schiffer bei ihrer Rückkehr aus den nördlichen Gewässern im Hafen der

Vaterstadt mit der Botschaft an, daß am östlichen bairischen Küstenstriche beim Ausfluß der Duna ein neues Land »aufgeführt« sei. Das heidaische Vindland war erobert und der Bremer Kirche wiederum ein weites Feld zur Thätigkeit und Wachstumsbedeutung gesichert.

II.

Nicht mit Unrecht hat man die Ostsee häufig das mittel-
ländische Meer des Nordens genannt. Denn wie dieses
für die Entzweiung der Südwest Europas von den äl-
testen Zeiten bis auf unsere Tage von heher Bedeutung ge-
wesen ist, so hat das baltische Meer von jeher auf den
Eustromgang des europäischen Nordens den entschiedensten
Einfluß ausgeübt; und wie dort im Süden, so ist auch
hier ein Binnenmeer mit seinen tief eingreifenden Buchten
und Armen, seinen zahlreichen Kilanzen und Inselgruppen,
seinen ihn von allen Seiten umfließenden Strömen und schiff-
baren Küstenflüssen das verbindende Glied gewesen für die
Verbreitung von Religion, Gesittung, Handel, Kunst und
höherer Bildung; es hat die verschiedenartigsten, durch Ab-
stammung, Sprache und Sitten gesonderten Völkerschaften,
welche sich an seinen Ufern niedergelassen, im Laufe der
Jahrhunderte einander genähert, um dann auch von den
Küstengegenden aus auf die Geschiebe der angrenzenden
Binnenländer einen noch heute fortdauernden Einfluß aus-
zuüben.

Bei weitem später als das Mittelmeer ist freilich die Ostsee zu dieser hohen Bedeutung gelangt. Nur darf man den Grad derselben nicht nach den Bezeichnungen ermessen wollen, welche der Südländer so lange Jahrhunderte hindurch mit jenen nordischen Himmelsstrichen verbunden hat. Denn wie schon in denselben Tagen, da Karthagos Handelsflotten das ganze Mittelmeer beherrschten, die Kaufleute in Massilia höhnisch die Berichte belächelten, welche ihnen ihr vielversuchter Landemann Pytheas von seinen Reisen jenseits der Säulen des Herakles bringebebrachte, so trug man sich auch noch fast bis ins Zeitalter Karls des Großen hinein, als schon längst der Schwerpunkt der geschäftlichen Welt weit nach Norden verrückt war, mit den unbestimmtesten, phantastischen Ansichten über dieses „unterlegte von Schiffs fahrende Meer“ und seine Küstenländer.

Und doch waren damals bereits über den baltischen Norden die gewaltigsten Völkerstürme hingebrochen und hatten hier neben den Wanderungen und Heerfahrten gotthischer, slawischer, burgundischer und wendischer Stämme, den Kampf der indogermanischen Rasse gegen das Himmethum hervorgerufen, durch dessen endgiltige Entscheidung die Slaven und Germanen betruhen wurden, den Entwicklungsgang des gesammten europäischen Nordens und Nordostens für alle Zeit zu leiten und zu bestimmen.

In unvordenklichen Zeiten hatte einst das Finnenvolk, ein mächtiger Stamm, reich an vorröthigen Gefähr und sanfter Anschauung der Natur, gelbt und erfahren in technischen Arbeiten, vor Allen im Bergbau und in der

Schwiebschaft, kampfenthlig zu Lande wie zur See, wenn nicht durch abergläubisches Zaubernutzen verunmunt und in Trägheit und Schwäche versunken, seine himmlischen Höhen des Ural verlassen und war in die weiten, damals noch hertenlosen Ebenen des östlichen Europa eingezogen. Hier mochte es sich geraume Zeit ungestört ausgebreitet haben, auch wohl schon frühe nach Skandinavien übergesetzt sein und sich der Küsten der Ostsee bemächtigt haben. Da drängten von Süden herankommend slawische und germanische Stämme gegen die Finnen an und zwangen sie durch Ungestüm und Uebermacht zum Weichen. Fortan zog sich die finnische Volksmasse immer weiter nach dem äußersten Norden zurück und in die verlassenen Eise derselben rückten im Osten die Slaven ein, während Skandinavier den Germanen nachfolgten. Das geschah zu einer Zeit, von der nur Mythe und Sage zu reden weiß.

Aber nicht alle Glieder dieses Volksstammes hatten sich durch den mächtigen Strom jener Bewegung aus ihrer Heimath in den unersichtbaren Norden verdrängen lassen, und zu einer Zeit, wo schon aus dem Zwielichte der Sitten- und Heldensage der erste Schein geschichtlicher Klarheit hervorleuchtet, haben wir noch vereinzelte finnische Volksstämme im Bereiche ihrer ursprünglichen stöblichen Niederlassungen.

Da sehen, fern von dem eigentlichen Schauplatze der Wanderungen, in den östlichen Küstenlandschaften des baltischen Meeres, welche heute unter dem Namen der deutsch-russischen Ostseeprovinzen bekannt sind, eine Menge der

verschiedenartigsten Völkerschaften, welche durch die Wellen der allgemeinen Bewegung in größeren und kleineren Zweischenümmen dort abgelagert sein mochten und welche ihrer Abstammung nach theils dem slavisch-germanischen Völkergeschlechte, zum Theil aber noch eben jenen nach Norden zurückgedrängten Stämmen angehörten.

Mit den Bewohnern dieser baltischen Gegenden waren die germanischen Völkerschaften des Ostens und Westens schon frühe in mannigfache Berührung getreten, ohne jedoch zu einer genaueren Bekanntschaft derselben zu gelangen. Während einer langen Reihe von Jahrhunderten begnügte man sich daher im Abendlande, die Gesamtbevölkerung dieser östlichen Küstenstriche mit der allgemeinen Benennung der *Weslier* oder *Wesier*, das will sagen, „im Osten Wohnende“ zu bezeichnen, und wie schon der Römervolk im 3. Jahrhundert Alexanders des Macedoniers durch den eben genannten Pytheas, dann aber in den ersten Tagen des Kaiserreichs wiederholt durch Tacitus und andere Geographen dieser unbestimmte Name der *Weslier* zugekommen war, so wagte auch noch im sechsten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung Isidorus, der Bischof von Seville, so sehr er sich mit einem Wunsche von Gelehrsamkeit brüstete, über die „große Nation der *Weslier*“ nichts weiter zu berichten, als daß sie nebst anderen Völkerschaften die westen Küsten des germanischen Ozeans bewohne, ein friedliches Volk und zur Zeit des Ostgothenreichs von Könige Ermanarich unterjocht gewesen sei.

Erst spät, als bereits der gesamte Norden in sich-

licher wie in politischer Hinsicht ein größeres Interesse für das Abendland bekommen hatte und durch die erweiterten Handelsbeziehungen immer enger mit denselben verbunden war, würdigte man auch diesen baltischen Küstenriabel, wohin die Fluthen aller europäischen Bewegungen bis dahin fast spurlos abgelaufen waren, einer genaueren Beachtung. Bald tauchten nun aus dem dorthigen bunten Völkergemisch die bestimmteren Namen der Läten, Liven, Letten und Litthauer hervor und aus dem bisher vagen Begriffe der Kestier entwickelte sich jetzt endlich als bestimmter Name eines nördlichen baltischen Volksstammes der Name der Esten.

Denn diese Esten, welche bereits die verschiedensten Wendungen der Geschichte erlitten haben, von da, wo sie als gesonderter, selbstständiges Volk in der Geschichte auftreten, bis jetzt, wo ihr Stamm nur noch in den schwachen Ueberresten weniger Hunderttausende zerstreut, und welche von der Höhe einer lebenskräftigen, bildungsfähigen Nation zu der niedrigsten Stufe der Knechtschaft herabgesunken sind, gehören ihrer Abstammung und Sprache nach aufs unzweifelhaftigste dem großen baltischen Völkergeschlechte an, mit dem sie auch durch Religion, Sagen und gemeinschaftliche Erinnerungen an eine frühere, große Vergangenheit innig verbunden sind. Dieselben Wohnsitze, in welchen wir sie heute finden, nördlich begrenzt durch den finnischen Meerbusen, westlich durch die Döner, und östlich durch den Peipussee und die Narowa schränken sie von jeher, wenn auch mit größerer Ausdehnung nach Süden einge-

nehmen zu haben. Innerhalb dieser Grenzen waren und wenigstens noch heutigen Tages die Namen finnischer Jungs von Flüssen, Tälern und Bezirken, an die sich die ältesten sagenhaften wie historischen Erinnerungen dieses Volkes knüpfen, überall vernommenlich entgegen, und wie noch jetzt der Eske in solcher Verachtung des ihn von Fremden aufgetragenen Namens sich den Eingebornen gegenüber Man meret, das will sagen »Mann des Landes«, sein Land aber Meie ma »unser Land« nennt, so finden wir auch schon in der frühesten Zeit, so weit uns sichere historische Nachrichten leiten, seine Verfahren als die alleinigen und unumschränkten Herren in diesen Landschaften.

Hier lebte von jeher das Volk der Esken in zahlreiche, freie Gemeinwesen (Kilganden) getheilt, die sich selbst regierten und sich nur dem Befehlen selbstgewählter Richter und Heerführer aus den Ältesten des Stammes, den sogenannten Wannen, unterordneten. Alljährlich einmal pflegte sich die ganze Nation bei Kugels in Gattien an der nördwestlichen Küste des Landes zu versammeln, um hier gemeinschaftlich über innere und äußere Angelegenheiten zu berathen. Nach ein Krieg mit den Grenznachbarn aus, so verließen die bedröhten Gemeinden allgüt mit der werthvollsten Habe die offenen Dorfschaften, um sich auf die verschauelten größten Waffenplätze ihres Bezirks zurückzuziehen, welche zumest auf Anhöhen oder im dunkelsumpfigen Waldgegenden angelegt, durch Gräben, Brustwehre von Pfahlwerk oder Erd- und Steinwälle besetzt waren und den ersten Angriffen Trotz zu bieten vermoch-

ten. Als Waffen bedienten sie sich der Keulen, Lanzen, Schleudern und kurzer Messer. Die Leichen der im Kampfe gefallenen Genossen wurden verbrannt, ihre Asche in irdisch gearbeiteten Urnen unter hohen Leichenhügeln beigesetzt. Wie aber zu Lande so hatte sich der Götze auch schon früh zur See im Waffenhandwerk geübt; zu wiederholten Malen wurden die Küsten Scandinaviens von ihren Raubschiffen heimgesucht und der Brand der mächtigen alten Schmiedestadt Sigluna am Mälarser Meer für lange Jahrhunderte den nördlichen Völkern ein furchtbares Zeichen eifrigher Kühnheit und Grausamkeit.

Trotz dieser kühnen Thaten und Kämpfe waren aber die Götten doch kein eigentliches Kriegervolk. Das erkennen wir besonders in dem Charakter ihrer Sagen, in denen sich keine nach Außen gerichtete Thätigkeit, sondern eine behagliche Gemüthlichkeit und ein harmloser Friede abspiegeln, wodurch sich die Poesie der ihnen verwandten Finnen schon früh zum Heldengedichte emporzuschwang und in einfacher aber mächtiger Form die alten Völkertänze zu verherrlichen strebte. Freilich ist noch, neben einer großen Menge lyrischer Poesien späterer Zeiten, aus der epischen Sagenwelt der früheren Jahrhunderte bis jetzt leider nur ein winziger Theil bekannt geworden, da erst die jüngste Vergangenheit denselben einige Achtung geschenkt hat; und wohl mag noch heute, wenn sich am langen nordischen Winterabende die zahlreiche Familie in der rauhherigen Hütte um den Herd versammelt, von Greisen und Matronen beim einidigen Schalle der Rantelei gar manche

schöne Sage über die Großthaten der alten Götter und Helden den nachlässig laufenden Söhnen und Enkeln vertragen werden, die denen da draußen verborgen bleibt. Denn auch dem Öfen wurde einst von Wansumane, dem nordischen Orpheus, nachdem er mit seinem Gesange die Berge, Wälder, Menschen und Thiere bezaubert hatte, die Kantelei geschenkt und ihm zugleich die Gabe des Gesanges verliehen. Aber vor dem Fremden verstummt das Muth des Öfen. Mißtrauen und Verachtung haben sich tief in die Herzen des unterdrückten Volkes eingeschlichen und nur da, wo er sich allein und unbelauscht unter den Eichen weilt, wagt er jene ihm lieben Erinnerungen an die Vergangenheit aufzufrischen.

Aus dem einst wahrscheinlich überreichen Schatz älterer Poesien der Öfen, der mit dem allmählichen Hinsinkenden des Volkes ganz unterzugehen droht, ist es daher nur wenigen aufmerksamen Forschern gelungen, einzelne Bruchstücke zu erschaffen. Aber schon das Wenige genügt, um uns tief in das kranke Gemüthsleben des Volkes einzuführen.

Die Schaubühne dieser Sagen ist im Nordosten des Öfenlandes, in der alten Provinz Ungannica. Dort an den Ufern des Gumanajggi, des Gubach, des Mutterbachs, wo sich heute die Stadt Dorpat erhebt, war das Paradies jener Kinder des Nordens. Hier sang Wansumane von der Größe des Himmels, der Pracht der Erde, dem Glücke und Unglücke des Menschengeschlechtes. Hier stand der große Kessel, in welchem für die verschiedenen

Büßer ihre Sprachen zubereitet wurden. Hier läßt eine der lieblichsten Sagen auf das Gebiet Waana iſſas, des Altwalters, das Haupttheil des Gamaſſoggi durch die vereinte Kraft der Thiere des Nordens entstehen.

„Schon war die Erdscheibe geſchaffen, der blaue Himmel mit den funkelnden Sternen und der ſtrahlenden Sonne darüber gehaunt. Auf der Erde wuchſen und gediehen Pflanzen und die Thiere freuten ſich ihres Lebens. Aber die Thiere ſahen nicht den Befehlen des Altwalters nach, ſagten an einander zu verfolgen und anzufinden. Da verſammelte er ſie und ſprach zu ihnen: Ich habe Euch geſchaffen, damit jegliches ſich ſeines Lebens freue, und Ihr ſaget an, Euch einander anzufinden und auch das andere ſogar zu freſſen. Ich ſehe wohl, ich muß Euch einen König geben, der Euch beherrſche und im Zaume halte. In ſeinem Auftrage müßt Ihr ihm einen Bach graben, damit er ſich an ſeinen Ufern ergehe. Den Bach aber grabt hübſch tief und breit, damit die kleineren Flüſſe alle in ihn Platz haben mögen und Mutterbach nicht er heißen. Aber die Erde warft nicht hier und dorthin, ſondern häufte ſie zu einem Berge auf, und auf ihm will ich einen ſchönen Wald wachſen laſſen und hier ſoll Euer König wohnen. Auch Schluſſtim und Thäler laßt dazwiſchen, damit er Schutz gegen Wind und Wetter und Sonne daſelbſt habe. Ich ſehe Euch hier zahlreich verſammelt; ein Jeder kennt ſeine Kräfte, drum ſchick zur Arbeit. Darauf verließ er die Verſammlung und Alles ging ſogleich ans Werk. Hahn und Buchs maßen den Lauf ab: der Hahn ſprang

voran, der Fuchs lief ihm nach und sein schleppender
 Schwanz bezeichnete die Richtung des vorrückenden Emma-
 jöggi. Der Maulwurf zog die erste Furche, der Dachs
 arbeitete in der Tiefe, der Bock sparrte, der Bär trug
 und die Schwalbe und die übrigen Vögel alle waren
 thätig. — Als das Fließbett nun fertig war, kam der Alte,
 den Bau zu überschauen. Er war mit Allem zufrieden. Er
 lobte jeden Arbeiter: Maulwurf und Bär! Ihr scheint am
 fleißigsten gearbeitet zu haben, so daß Ihr über und über
 schmutzig geworden seid; gut dieses Schmutzkleid verbleibe
 Euch als Ehrenkleid zum Andenken. Du, Bock, hast mit
 Schnauze und Füßen brav gearbeitet, Du sollst auch
 schwarze Füße und Schnauze behalten. Aber wo ist der
 Krebs? er ist doch sonst rührig und hat viele Hände, hat
 er geschlafen? Der Krebs war so eben aus dem Schlamm
 hervorgetroffen und ärgerte sich, daß der Alte ihn überseh.
 Unmuthig rief er: Alter wo hab Deine Augen, daß Du
 mich nicht sahst? Du hast sie wohl hinten? Du Rastlos,
 war die Antwort, nun setzt von nun an Du Deine Augen
 hinten haben. Als der Alte diese Strafe vollzogen, steht
 er einen Stupet, der von Ost zu Ost fliegt, sein schönes
 Kleid in der Sonne erglänzen läßt und sorglos sein Vieh
 pfeift. Stupet! ruft er ihm zu, hast Du sonst nichts zu
 thun als Dich zu pieren? Alter, erwachte Jener, die Ar-
 beit ist schmutzig, ich kann meinen gelbgelben Rock nicht
 preisgeben und meine silberfarbigen Hosen nicht schwarz
 machen; was würdest Du selbst dazu sagen? Du Kladder-
 narr, ruft der Alte mürrisch, so setzt Du von nun an

schwarze Hosen haben und sollst zur Strafe nie Deinen Durst aus dem Bache löschen, sondern die Tropfen von den Blättern trinken und sollst Dein Vieh nur pfeifen, wenn die anderen Geschöpfe sich verkrüppeln und vor dem herannahenden Wetter schaudern. Das Flußbett war nun fertig geworden. Der Alte goß aus seiner goldenen Schale das Wasser hinein, belebte es mit seinem Hauche und bestärkte die Strömung seines Laufes. Das war die Entstehung des Grunafjälgi und dies trug sich bei seinem Bane zu.

Die aus der Tiefe hervorgeholte Erde war aber nach einer anderen nicht minder ansehnlichen Lage zu einem Berge, dem heutigen Danberge bei Dorpat, angehäuft, auf dem ein heiliger Hain stand. Und hier war es dann, wo Wannenmann die Menschen und Thiere zusammenberief, um sie die Gessprache, den Gesang, zu lehren. Und es entstand ein herzergerissendes Rauschen in den Lüften und Wannenmann ließ sich herab und legte sein lediges Haar zurecht und schüttelte seine Grodaber und strich seinen Bart und reinigte seine Säunne und versuchte sein Saitenspiel. Dann spielte er ein Weispiel und sang endlich das Lied, das alle Zuhörer ergriff, ihn selbst aber am Raffen. Stille herrschte in der Versammlung und Alles lauschte absichtlich dem Sange. Der Einbach hemmte seinen Lauf, der Wind vergaß seine Haß, der Wald, die Thiere und Vögel horchten aufmerksam zu und auch das niedrige Waldretho guckte zwischen den Bäumen hervor. Aber nicht alle, die zugegen waren, begriffen das Sange. Die Blume des Haines warfen sich nur das Rauschen, welches beim

Niederstiegen des Gottes entstand; und wenn Ihr im Walde lauscht und Ihr dieses heiterliche Rauschen hört, so wißt, daß die Gottheit Euch nahe ist. Der Embach merkte sich das Rauschen seines Gewandes und so oft er im Frühling sich seiner neuen Jugend freut, braucht er, wie er das Brausen dort gehört. Der Wind hatte sich die größten Töne gemerkt. Einigen Thieren hatte das Anarren der Wiesel gefallen, anderen das Klumpern in den Saiten. Die Singvögel merkten sich das Vorspiel, besonders Nachtigall und Lerche. Die Fische waren am unglücklichsten dran: sie stießen die Köpfe bis zu den Augen aus dem Wasser hervor, ließen aber die Ohren drin; sie sahen die Bewegungen des Mundes und ahnten diese nach, blieben aber stumm. Nur der Mensch sah Alles, daher sein Gesang bis in die Tiefen des Herzens und hinauf zum Wohnsitz der Götter dringt. Und der Alte sang von der Größe des Himmels und von der Pracht der Erde und vom Schmuck der Embacher und ihrer einstigen Veränderung und vom Glück und Unglück des Menschengeschlechtes. Und von seinem Gesange wurde er so ergriffen, daß er heiße Thränen vergoß, die durch seine sechs Knie und sieben Henden drangen. Und nun flog er zu Altwaters Behnningen, um ihn zu singen und zu spielen. Und gemischtes Ohren ist es vergönnt, bisweilen von fernem Höhen herab die Töne zu vernehmen. Damit die Menschen aber den Gesang nicht vergessen, schickt er noch jetzt von Zeit zu Zeit seine Vögel zur Erde. Auch wird er selbst einmal wiederkommen, wenn das Auge des Glückes wieder auf diesen Fluren walten wird.

Als ein leiser Hauch zur epischen Poesie schimmern dann frohlich aus den Trümmern der ostnischen Sagenwelt die Heldenfahrten und Kämpfe des Riesen Kallene vor, der verwichend den ganzen Norden durchzog, mit gewaltigen Felsstücken nach Titanenart seine Gelinde anerschütterte, an zahlreichen Steinbildern aller Orten die Spuren seiner riesigen Füße und Hände bis auf den heutigen Tag zurückgelassen hat und der endlich, als an dem Tage beim Peipussee die Schärfe seines eigenen unteren Schwertes ihn seiner ungeheuren Weine beraubte und er den tödlichen Wunden unterlegen, vom Alwator zum Aufseher der Hölle anverloren wurde.

Aber rasch wendet sich dann die Sage wieder den lieblichen Betrachtungen der Natur, wie der Silber- und blumenreichen Wiesen der kürzesten Nächte zu, wo Abendroth und Morgenroth sich einander die Hand reichen und wo der Bewohner des Nordens die schönste Entschädigung für die Lede und Kauhelt der langen Wintermonate findet.

„Kannst Du die Leuchte in Alwators Hallen? So eben ist sie zur Ruhe gegangen und da, wo sie erlischt, glänzt noch der Widerschein am Himmel. Schon zieht sich der Lichtstrahl hinüber nach Osten, wo sie sogleich in voller Pracht wieder die ganze Schöpfung begrüßen soll. Kannst Du die Hand, welche die Sonne empfängt und zur Ruhe bringt, wenn sie ihren Lauf vollendet hat? Kannst Du die Hand, welche die erloschene wieder ansieht und ihren neuen Lauf am Himmel beginnen läßt? Alwator hatte zwei treue Diener aus dem Geschlecht, dem ewige Jugend versprochen

war; und als die Däufte am ersten Abend ihren Lauf vollbracht hatte, sagte er zur Nemmaris: Deinet Vergnügen, mein Löfcherchen, vertraue ich die sinkende Sonne an. Löfche sie aus und verbürg das Feuer, damit kein Schade geschieht. Und als am anderen Morgen die Sonne nieder ihren neuen Lauf beginnen sollte, sagte Altwater zum Reit: Dein Amt, mein Löfcherchen, sei, die Däufte angulden und zum neuen Lauf vorzubereiten. Etwaslich übten beide ihre Pflichten und beiden Tag schloß die Däufte am Himmelsbogen. Und wenn sie im Winter am Rande des Himmels hingehet, erlöfche sie früher am Abend und beginnt später am Morgen ihren Lauf. Und wenn sie im Frühling die Blumen und den Gesang erweckt, und im Sommer mit ihren heißen Strahlen die Früchte zur Reife bringt, so ist ihr nur eine kurze Ruhezeit vergönnt und Nemmaris übergiebt die erlöfchende unmittelbar der Hand des Reits, der sie sogleich wieder zum neuen Leben ansieht.

Jene schöne Zeit war nun gekommen, wo die Blumen erblühen und dasen; und Vögel und Menschen erfüllen mit ihrem Liedern den Raum unter Jumarins Zeit. Da saßen beide sich ja tief in die braunen Fagen und als die verlöfchende Sonne aus ihrer Hand in die schräge ging, wurden die Glabe auch gegenseitig gedrückt und beider Lippen berührten sich.

Aber ein Auge, das nimmer sich schließt, hatte bemerkt, was zur Zeit der stillen Mitternacht im Verbergenen vorgegangen war und anderen Tages rief der Alte beide vor sich und sagte: ich bin zufrieden mit der Verwaltung Eures

Amor und wünsche, daß Ihr ganz glücklich werden möget. So habet denn einander und verlobet Euch mit hinfort als Mann und Weib.

Und beide entgegneten aus einem Munde: Altes stört unsere Freude nicht. Laß uns ewig Braut und Bräutigam bleiben, denn im bräutlichen Stande, wo die Liebe immer jung und neu ist, haben wir unser Glück gefunden.

Und der Alte genährte ihre Bitte und segnete ihren Entschluß. Nur einmal im Jahre, auf vier Wochen, kommen beide zur Winternachtszeit zusammen. Und wenn Nemmaril die erlöschende Sonne in die Hand des Geliebten legt, folgt ein Händedruck und Kuß. Und die Wangen Nemmarils erröthen und spiegeln sich rosenroth am Himmel ab bis Keit die Heusche wieder angündet und der gelbe Schein am Himmel die neu aufgehende Sonne ankündigt. Zur Zeit der Zusammenkunft schmückt aber der Alte noch immer die Fluren mit den schönsten Blumen und so oft dann Nemmaril zu lange am Busen Keits verweilt, rufen scherzend die Nachbarn ihr zu: laßt abruuf, laßt abruuf! Spöl! säuniges Mädchen, säuniges Mädchen! die Nacht wird zu lang!.

Denn wir uns bei dieser Betrachtung des Volkslebens der alten Ethen, ihrer Sittenweise, Poesie und staatlichen Einrichtungen nur zu sehr von der Unmöglichkeit überzeugen lassen mußten, ein vollkommenes Bild jener längst verschwundenen Zustände geben zu können, so tritt uns der Mangel an gründlichen Nachrichten über die anderen staatlichen Eänane, welche neben den Ethen die kalifischen Küsten-

lande betreten, noch bei weitem fühlbarer entgegen. Ueber die alten Guren und Ewen fehlt uns fast jede Kunde, die uns mit den Stammesgleichnähigkeiten derselben auch nur in Etwas vertrauter machen könnte. Kaum, daß uns wenige dürftige Namen ihrer Geirte und Verfassern überkommen sind, die uns berechtigen, ihre Sprachen als Zweige der estnischen zu betrachten, und welche uns zugleich einen Beweis für die einst umfangreichen Grenzen ihrer Gebietstheile liefern. Denn daß vor Allen die Guren, die heute fast spurlos verschwunden sind, einst in mächtiger Ausdehnung den bei weitem größten Theil des heutigen Gurlands bewohnten, möchte sich schon aus der frühen und häufigen Erwähnung abnehmen lassen, welcher dieses Volkcs in den mittelalterlichen Schriftstellern des Abendlandes geschieht. Wir wollen hier nicht der Guri des Jordanes gedenken, deren etwaige Identität mit den Guren wir anderen zur Untersuchung überlassen. Aber deutlich erscheinen sie in der Lebensgeschichte des heiligen Ansgar unter dem Namen der Etori, worauf sich noch zwei Jahrhunderte später Adam von Bremen bei seiner abenteuerlichen Beschreibung der vermeintlichen »Insel Etorland« bezieht.

Der Ewen aber gedauert seine jetzt mittelalterlichen Chronisten und zu einer Zeit, da schon sichere und häufige Kunde von dem Dasein dieser »Ew« in die stillen Räume des hiesigen Hölleuklosters gedrungen war, wo gegen das Ende des elften Jahrhunderts der Abach Kister die Thaten seines Ruffenvolkes aufzeichnete, war der Name der Ewen in der abendländischen Culturwelt noch völlig

unbekannt. Erst später mit dem Beginn des dreizehnten Jahrhunderts, als deutsches Leben bereits an den Gestaden der Ostsee tiefe Wurzeln geschlagen hatte, kam der Name des Küstenvolkes der Liwen, mit denen ein merkwürdiger Zufall die Vorläufer der deutschen Eumandener gerade zuerst in Berührung gebracht hatte, plötzlich auch im Westen zu hoher Geltung. Bald wurde man für lange Jahrhunderte allen jenen keltischen Völkern der Gesamtname Fioland gegeben, dem dann die neuere Zeit, trotz des fast gänzlichen Verschwindens der ursprünglichen Liwen für die zwischen Ostland und Westland liegenden Landstriche beibehalten hat.

Dürfen wir nun aus den Berichten späterer Zeiten einige Rückschlüsse auf die früheren Zustände der Liwen machen, so war ihr Land wie das der Esten in verschiedene Distrikte (Kilganden) getheilt, deren die Stammältesten vorstanden. Erbliche Knechte kamen bei ihnen nirgends vor. Auch die Art der Waffen und der ganzen Kriegsführung scheint bei beiden Völkern gleich gewesen zu sein; denn wie in Estland finden sich auch im alten Liwenlande noch heute in Wäldern, Sümpfen und an Flussufern die Überreste ihrer einst umfangreichen, stark verschanzten Waffensplätze. Die Wohnsitzge der Liwen lagen sich von dem nordöstlichen Winkel, welchen der rigische Meerbusen bei Pernau bildet, in gegenwärtiger Richtung rund um diese Meereshälfte herum bis zum Vorgebirge Demodols, der äußersten Spitze Curlands und erstreckten sich von der See ab zumeist gegen acht Meilen, im Dünastromgebiete aber

nicht gegen zwanzig Meilen landeintrüßte, während jene in Curland ansässigen Vöten nur den äußersten Küstenrand berührt zu haben scheinen. Ihren Namen mögen die Vöten der besondern Bodenbeschaffenheit ihrer Wohnsitze verdanken, denn „lo“ bedeutet im Estnischen „Sand“ und es ist mehr als wahrscheinlich, daß die Esten die am sandigen Meeresstrande ansässigen Stammesgenossen und Nachbarn zuerst mit dem Namen der „Sandbewohner“ bezeichnet haben.

Zwischen diese estnischen Völkerschäften, welche den Norden, Westen und Süden der baltischen Lande bewohnten, hatte sich aber bereits in unverdenklichen Zeiten von Südosten herabziehend ein anderes zahlreiches Volk wie ein Keil eingebrängt, das, als ein nordwestlicher Ausläufer des großen slavisch-lithauischen Stammes sich hier unter dem Namen der Letten und Lettgallen niedergelassen hatte. Die Form des von ihnen eingenommenen Landstriches, wie er sich aus auf der Karte darstellen würde, mag etwa mit der eines spitzwinkligen Dreiecks verglichen werden, dessen Spitze nach Nordwesten gerichtet ist, so daß sich ihre Spitze südlich in das Dunkel der lithauischen Wäldungen und Sümpfe verlieren mußten. Abgeschieden von der belebten Nähe des Meeres, wohnen ihnen Vöten und Esten den Weg versperrten, häufig angegraben von diesen mächtigen, stolz auf sie herabblühenden Holzköslämmen, aber selbst zu sanft und zu friedliebend, um sich auf längere Kämpfe mit ihnen einzulassen, lebten hier die Letten viele Jahrhunderte hindurch dem Abendlande fremd und suchten unter der milden

Herrschaft ihrer Stammesältesten, fern von dem lauten Treiben der Welt, in der Stille ihrer heiligen Haine und in der Verehrung ihrer Götter die reinste Erhebung und Befriedigung.

Als ein den Letten nahe verwandter Stamm erschien und die Semgallen am linken Dänaufer.

Und in diesem bunten Gemisch der verschiedenartigsten Volksstämme, wie es sich etwa gegen Ende des zwölften Jahrhunderts in jenen baltischen Ländern gestaltet haben mochte, waren damals bereits durch einen fortgesetzten Anbruch des Ostens und Westens noch zahlreiche andere Elemente hineingesprengt, die, ohne die Hauptgrundlage der vorzigen Urvölkerung wesentlich zu verändern, auf die allgemeine Entwicklung derselben nicht ohne Einfluß bleiben konnten.

Von Skandinavien aus waren viele Jahrhunderte hindurch abenteuernde Krieger und Handelsleute über das Ostrobothn, das baltische Meer, geflohen, um dann auf dem bekannten Ausflurwege entweder über den Ladoga- und Onega-See oder die Däna hinauf an den Dnieper und so nach Kiew, dem Ausgang der nordischen Sage, zu gelangen. Oft blieben wohl kleinere Haufen derselben im Gegend umher, erhoben Tribut und gründeten dort vorübergehend Niederlassungen, bis neuer Kriegsmuth sie weiter nach Süden oder Sehnsucht nach Ruhe sie in die Heimath zurücktrieb.

Schon früher hatten sich die Schwärme der Gothen, bei ihren Wanderungen vom Norden an die Gestade des schwarzen Meeres, über diese baltischen Gegenden ergossen.

König Ermanarich dehnte seine Herrschaft bis hieher aus und vielleicht in Erinnerung an diese einstige Verbindung mit dem mächtigen Gothenstamme sandten noch im fünften Jahrhundert die Kestier kostbare Bernsteingeschenke nach Rom, von wo Theoderich ihnen durch die heimkehrenden Gesandten in den kühnsten Ausdrücken seinen Dank sagen ließ. Nach dem Tode der Gistie läßt dann die nordische Sage den König Freydr ziehen, als er auszieht, um den alten Odin aufzusuchen. Eben hier wird König Bugnar von den Eingebornen geschlagen und am Meeresstrande errichten ihm seine Kampfgesellen den Grabhügel, »auf daß die Wogen der Ostsee ihren Meeresgesang singen und jenen dem Schwächelkönige zur Lust.«

Nicht minder häufig unternahmen Dänemark's kampf- und erobrerungslustige Fürsten Züge nach jenen baltischen Küstenlandschaften. Schon im Jahre 853 hielt der heilige Knutgar während seines Aufenthaltes in Schweden von einer Kriegszug der Dänen nach dem Lande der elbischen Esten, welche aber zum Nachtheil der Ersteren ausfiel. Erfolgreicher waren diese Unternehmungen im elften Jahrhundert und in denselben Tagen der glanzvollsten Erhebung des alten dänischen Königs Hauses, da die siegreichen Flotten Knuts des Mächtigen in die Thense einliefen und das stolze London der Angelsachsen zur Uebergabe zwangen, wandte sich der weise, sanftmüthige Blud dieses Fürsten auch gen Osten den baltischen Gewässern zu: bei den Jahren 1015 und kurz vor 1028 reihen die dänischen Annalen von seinen Zügen und Eroberungen in Estland.

Um die Mitte eben desselben Jahrhunderts errichtete dann der fromme Eifer eines dänischen Handelsmannes im heidnischen Götaland die erste christliche Kirche, ein Ereigniß, das in jenen Zeiten religiöser Begeisterung eine solche Bedeutung erhielt, daß es durch ein heiliges Lied verherrlicht wurde, welches der König Eoen von Dänemark, „in seinem Gott vergnügt“, dem andächtigen Bremer Canonikus Adam nicht verschloß, mit höchst eigenem Munde vorzusagen.

Das Hauptaugenmerk der dänischen Politik war jedoch schon damals wie auch späterhin vor Allem auf die Erwerbung von Harrien, den nordwestlichen Theile jener Ostlande am Eingange zum finländischen Meerbusen gerichtet. Denn dort gründete noch vor dem Ende des ersten Jahrhunderts ihr frommer König Eric eine Abtei der Cisterciensensische. Eben dort an der hohen Meerestäpfe, wo im trechsten Jahrhunderte der dänische Waldemar die Stadt Areal erbaute, hören wir schon lange vorher von einer alten Feste reden, die von den Eingeborenen Lindanissa, d. i. Dänkestatte genannt wurde. Dorthin unternahmen sie zu wiederholten Malen während des zwölften Jahrhunderts siegreiche Kriegszüge und erwarben endlich sogar ihrem Königsstamme den prunkenden Titel der „Festzüge von Götland.“

Während aber alle diese Unternehmungen, welche von Schweden und dann besonders von Dänemark aus gemacht wurden, schon wegen der großen Entfernung nur zu Niederlassungen von kurzer Dauer und vorübergehender

Bedeutung führten, drang langsam aber sicheren Schrittes bereits seit dem Ende des neunten Jahrhunderts, da so eben Rurik's Heerführer den Grund zum russischen Staate gelegt hatte, diese junge östliche Slavennacht mit der ihr eigenthümlichen Zähigkeit und lauernden Begehrlichkeit gegen die Gestade des baltischen Meeres heran und wagte bald neben ihrer entschiedenen nach Constantinopel und den Donauländern vorwaltenden Richtung, sich auch hier in den Ostseeländern einen Einfluß anzubahnen, der dann freilich eine Welle wieder zurückgedrängt, endlich nach den wechselvollen Wendungen der Geschichte durch die neueren Jahrhunderte zur vollen Geltung gebracht werden sollte. Schon unter Oleg, dem Nachfolger Rurik's ziehen die Kriegshäufen der Slaven mit Normannen und Slaven vereint gegen Kiew und Byzanz. Nach Osland sendet der Großfürst Wladimir den Waräger Sigurd Grikson, um die »Königsherrschaft« zu erheben. Im Jahre 1030 gründet dann der Großfürst Jaroslaw die erste russische Festsburg im östlichen Oslande: an den Ufern des Embach erhebt sich das feste Juriew, das heutige Dorpat, und schon gegen die Mitte desselben Jahrhunderts zählen neben den Slaven auch Lutharen, Kuren, Lettgallier und Liwa zu den tributpflichtigen Völkern des russischen Reichthums.

Durch die Zersplitterung dieser Macht, die bald nach Jaroslaw's Tode eintrat und eine Menge kleinerer Fürstenthümer schuf, welche nur noch Scheinbar durch den Großfürsten von Kiew zusammengehalten wurden, erfuhr die Lage der baltischen Lande keine wesentlichen Veränderungen.

gen. War der Arm des hiesigen Großfürsten auch nicht mehr kräftig genug, um hier Tribut einzutreiben und Mannschaften zu seinen Kriegen auszuheben, so wußten dafür jetzt die an den westlichen Marken des russischen Reiches sich mächtig erhebenden Gemeinwesen zu Novgorod, Pleskau und Polotsk das Jenseitige Gehörte für sich in Anspruch zu nehmen. Von nun an richtete Novgorod seinen Blick besonders auf die Erwerbung Estlands und während die Hiere jener stolzen Republik mit wechselndem Glücke das ganze zwölfte Jahrhundert hindurch immer neue Eroberungszüge gegen Dorpat und die nördlichen Landschaften der Esten unternahmen, dehnten die Fürsten von Polotsk von der oberen Düna her, dem Laufe des Stromes folgend, ihre Herrschaft unaufhaltsam nach Nordwesten aus. Das zwölfe Jahrhundert schon trant die weißen Litven- und Lettenstämme als Unterthanen dieser Dynastienfamilie. Die Düna hinauf bis etwa zwanzig Meilen oberhalb ihrer Mündung ins Meer waren bereits die russisch-slavischen Völker ver- gesiedelt und gegen das Ende desselben Jahrhunderts finden wir eben dort in den festen Kasernen zu Goryzle und Kulemole die Fürsten Bjemelob und Bjedlone als mächtige Vasallen des gesürchteten Wladimir von Polotsk.

Aber schon hatte um eben diese Zeit an dem unteren Laufe des Flusses deutsche Hedmanigkeit sich eine heilige Stätte bereitet, und ehe noch das Jahrhundert vollendet ist, sieht im Vereine mit der christlichen Religion deutsches Wesen, deutsches Recht und deutsche Sitte, getragen von Rittersn, Mönchen und Kaufleuten in diese Gegenden ein,

um unter Eisen, Zellen und Essen eine Bildung zu verbreiten, die ihnen der slavische Osten nicht darbieten im Stande war.

Die baltischen Länder traten in ein neues Stadium ihrer Entwicklung.

III.

Nast um dieselbe Zeit, da Saladin's Heldenthaten den ganzen Orient mit Staunen und Bewunderung erfüllen und auf die Kunde von seinen Schlachten und Siegen und Ueberungen das europäische Abendland sich schon von Neuem zu einer bewaffneten Wallfahrt nach dem Grabe des Gekrönten vorbereitete, gründete am einsamen nordischen Dünaufer der Augustinerpriester Melchard aus dem Kloster zu Segeberg in Holstein, ein schlichter Weiss mit goldschürzigen Sinne und «würdigem grauen Haare», der sich in Begleitung des Cisterciensermönches Dietrich einigen nach Island fahrenden Handelsleuten angeschlossen hatte, eine christliche Schule und Kirche in der Hoffnung, durch sein Wort dem Evangelium bei den dortigen Heidenbewohnern Eingang zu verschaffen.

Zeit der ersten «Ausfeglung» jener nordischen Gegend mochten bereits nahe an dreißig Jahre verflossen sein. Lübecker und Bremer Kaufleute waren seitdem schon mehrmals die Düna hinaufgefahren, hatten auch wohl gute Bekanntschaft mit den Liden geschlossen, um dort Waare,

Pelze und andere Landesproducte einzuhandeln, und mußten gewöhnlich bei ihrer Heimkehr die herrlichen Wäldungen, Wiesen und Acker und die süßreichen Flüsse des neuentdeckten Nordlandes nicht genug zu preisen. Durch solche Erzählungen war die Aufmerksamkeit der Bremer Kirche rege gemacht worden und bald hatten Glaubensbrüder und Bekehrungsbeifer ihren Meinhard herangezogen, zu öfteren Malen die Reise dorthin zu unternehmen, um sich mit den Vandalenverhältnissen und der Sprache der Thien vertraut zu machen. Dann wandte er sich an den Fürsten von Pöls mit der Bitte, ihm Erlaubniß zum Predigen unter jenen Völkern zu ertheilen. Der lag damals gerade — es war um das Jahr 1186 — in heftiger Fehde mit seinen östlichen Nachbarn, dem Fürsten von Smolensk, kümmerte sich überdies auch, wie die meisten Anhänger der griechischen Kirche, gar wenig um die Glaubensangelegenheiten seiner heidnischen Unterthanen, wenn diese ihm zur richtig ihren Tribut zahlten, gab also ohne Weiteres seine Einwilligung und sandte sogar dem hoch erfreuten Weißlichen, der wohl arm und unbemittelt war, ihm aber Theilnahme eingeßüßt hatte, ansehnliche Geschenke. Nun kaufte Meinhard am rechten Dünauufer, etwa sechs Meilen oberhalb ihrer Mündung ein Stück Land, grubete dort auf dem hohen, schroffen Felsen eine Kirche nebst Schule, welche die Thien »Modsla« hießen, begann dann zu predigen und wirkte bald so kräftig durch sein Wort, daß sich viel Volk taufen ließ.

Da schied plötzlich wider Kriegszügel die kleine Chris-

liche Gemeinde auf. Mit Beginn des Winters, als Sturm und Keraft zugefroren, waren die ungestümen Reiterſchaaren der Dithauer ins Hioraland eingefallen, um zu rauben und zu plündern. Schnellſt flüchtete Reinhard mit den Seinen in die benachbarten Wäldungen, bis der Feind abgezogen war. Aber die Dithauer konnten widerſtehen und Mitle und Gedulden ſchätzten Kirchen und Schule nicht genugſam gegen einen plötzlichen Ueberfall. Im folgenden Sommer ließ Reinhard daher von der benachbarten Inſel Gothland Handwerker und Steinmetze kommen, die ihm Burmaſchinen errichteten und bei der Kirche eine feſte Burg auführen mußten, wie ſie die Dänen bis dahin noch nie geſehen hatten. Und als nun die hohe Feſte mit ihren Thürmen und Mauern und Zinnen ſo ſtolz und gefahrdrohend weit ins Land hineinſtarrte, eilten die Sängſallen mit Seiden und Seilen die Düna hinunter, des Glaubens, Schloß und Kirche damit in den Fluß reißen zu können. Wer kann waren ſie in die Nähe deſſelben gelangt, als ſie von den Burgherren herab mit einem heftigen Steinregen empfangen und gar ſchmerzlichen Rüdſicht gezwungen wurden. Ob dieſer Vorfall ſchante die Bevölkerung der ganzen Umgegend. Bald kamen die unterhalb Hioſola wohnenden Hiora von Holm heraufgezogen, und verſprachen ſich taufen zu laſſen, baten aber Reinhard, ihnen gleichfalls eine Burg zu bauen, was denn der Alle auch bereitwillig zugab.

Der gute Fortgang, den das Bekehrungswerk hier zu haben ſchien, bezog darauf den Erzbischof von Bremen,

Meinhard zum Bischof von Hrosfola zu ernennen. Im Jahre 1188 wurde derselbe auch von Rom aus in dieser Würde bestätigt und zugleich das neue Bisthum unter die Obhut der Bremer Kirche gestellt.

Aber schon die nächste Zeit lehrte Meinhard einsehen, wie trotz des glänzenden Anfangs seinem ganzen Unternehmen der innere Halt fehle. Eigennutz und Furcht hatten die Meisten der getauften Eizen verneimt, ihren alten Glauben zu verlassen. Fanden sie es für gewinnreicher, sich denselben wieder anzuwenden, so geschah dies ohne große Bedenken. Schwärzwerke ließen sie dann in die Düna, »um Christenthum und Taufe im Wasser wieder abzuspielen und dabei nach Deutschland zurückzufahren«. Ob erlitt jetzt auch das Gefolge Meinhard's grobe Mißhandlungen. Seinem Antiegenossen Dietrich drohten die Eizen mit dem Tode, weil sie ihn für einen Zauberer hielten und beim Eintritt einer Sonnenfinsterniß nachsahen, er habe die Sonne verzehret.

Nochte daher auch der Papst Clemens III. noch um das Jahr 1190 Meinhard sogar zum Bischof von ganz Estland erheben und sein Nachfolger Coelestin III. dann auf die Vorstellungen Dietrich's, der heimlich nach Rom gerüht war, um den heiligen Vater mit der bedenklichen Lage des neuen Bisthums bekannt zu machen, einen Aufruf zum Kreuzzuge gegen die nordischen Heiden erlassen, noch schloß im Abendlande jedes warme Interesse für jene baltischen Lande und den tapfren thätigen Gräse kam Niemand zu Hülfe. Mäde und allerschwach starb Meinhard endlich im Jahre 1196.

Als er das Nahen des Todes fühlte, versammelte er noch einmal die Aeltesten der wenigen treugebliebenen Mönche um sein Lager und nahm ihnen das heiterliche Gelübde ab, muthig beim christlichen Glauben zu verharren. Einstimmig versprachen sie ihm, sich bereitwillig einem neuen Bischof unterzuwerfen.

Aber das Wort wurde schlecht gehalten. Denn als man im folgenden Jahre der Erzbischof von Bremen nach vieler Mühe den Abt Berthold überredet hatte, sich der verlassenen litauischen Kirche anzuschließen und dieser bald darauf in seinem ärztlichen Bischofsstige an der Düna anlangte, wurde er hier von den Mönchen so ungastlich empfangen, daß er eilends nach Bremen zurückkehrte und erst im Jahre 1196, da zahlreiche Krieger aus Sachsen, Böhmen und Friedland sich ihm angeschlossen hatten, wieder nach Woland zu gehen wagte. Hier fand er jetzt Alles zum Kampfe gegen die Christen gerüthet und gleich nach seiner Ankunft entspann sich zwischen den Kreuzfahrern und Haden ein Treffen, in welchem die Ersteren freilich den Sieg davon trugen, Berthold selbst aber, »der fromme Held«, bei der Verfolgung der fliehenden Feinde, von diesen plötzlich gefangen und auf der Stelle niedergestochen wurde.

Der Tod des Führers machte natürlich jeden weiteren Erfolg dieser Unternehmung ausbleiben. Wohl nahmen nun die Mönche aus Furcht vor der Rache der Deutschen eine jede Friedensüberlegung von ihnen an. Aber bald nachdem die Werbefleiß der Kreuzfahrer abgelaufen war, schloß sich

das ganze Heer wieder nach Deutschland ein. Nur die Geistlichen und Kaufleute blieben zurück und hielten Lütjen für sich die Thron wieder als Herren ihres Landes.

So werden uns die Anfänge der christlichen Kirche in Irland vom Priester Heinrich berichtet, einem gelehrten Mann, der sich schon frühe den Deutschen und ihrer Lehre angeschlossen und dessen schlichte Erzählung uns noch während der folgenden neunundzwanzig Jahre, wo wir ihn häufig selbsthandelnd auftreten sehen, treulich zur Seite stehen soll.

In Bremen mochte die Vorhaft von diesen Ereignissen einen trüben Eindruck hervorrufen. Indessen hatte dies zunächst die gute Folge, daß man sich jetzt ernsthafter als unter den Angelegenheiten der baltischen Niederlassung zuwandte. Man erkannte endlich, daß um einer so jungen, zerlegenen Gründung ein rasches Gedeihen zu sichern, es nicht genüge, einen ehrwürdigen tugendhaften Bischof oder irgend einen durch Bescheidenheit, Fleißigkeit und Aemuth der Rede ausgezeichneten Klosterbruder an die Spitze derselben zu stellen, sondern daß es hier eines Mannes bedürfe, der den geistlichen und weltlichen Führer, den Staatsmann und den Krieger in sich vereinige, eines Mannes, dem neben der Weisheit des Volkes ein kühner Sinn gegeben sei, um Grobes zu verstehen und Grobes zu erhaschen.

Und wie denn sowohl in kleinen als größeren staatlichen Verhältnissen, wenn bei bedeutungsvollen Krisen oder bei einer allgemeinen Umwälzung der Dinge jaghafte Hoffnungslosigkeit und muthetige Gleichgültigkeit sich be-

reißt Allet benüchligt hatte, die äußerste Stunde der Entscheidung setzt ihren Mann gefunden hat, der zu rathen, zu vertheilen und Kraus und Dauerhaftes zu gestalten verstand, so bot sich auch hier jetzt unter den schwierigsten Verhältnissen gar bald der Mann dar, der als der Ketter und segensreiche Schutzgeist jener Dänalirche betruhen war, seinen gewaltigen Arm gebietend gen Norden zu erheben und die mächtigen Spuren seines neuerschaffenden Genies den baltischen Landen auf lange Jahrhunderte hin tief einzudrücken.

Albert von Barchinon kam aus einer der vornehmsten und einflußreichsten Familien des bremser Erzbistums, deren Sprößlinge durch umfangreichen Güterbesitz innerhalb der Grenzen dieser Diöcese wie durch häufigen Dienst beim erzbischöflichen Stabe sich schon seit geraumer Zeit als mächtige Stützen der Kirche erwiesen hatten. Neben vier seiner Brüder, Engelbert, Rothmar, Hermann und Salomon trat Albert frühe in den geistlichen Stand, während seine beiden andern Brüder Dietrich und Johannes sich dem Kriegshandwerke widmeten, erprobt die Einen wie die Andern in treuer Anhänglichkeit an die Kirche und bereit, ihrem Dienste sich jeden Augenblick zu opfern. Um das Jahr 1189 erscheint Alberts Name zum ersten Male unter den Mitgliedern des vornehmen bremser Domcapitels. Dann hören wir lange Zeit Nichts von ihm. Aber die Gelegenheit konnte nicht ausbleiben, die seinen hohen Tugenden und Talenten die glänzendsten Bahnen der Entfaltung erschließen sollte. Denn in ihm vor allen seinen Brüdern lebte die ganze religiöse Gluth und Begeisterung der mittel-

allerigen Zeit, verbunden mit jener Thatkraft und Kraftlosigkeit, welche das ehelose Leben zumeist in starken Naturen auszubilden pflegt. Daher sein Zeitgenosse und Biograph, der lübische Abt Harnoth, von ihm bemerkt, daß „er schon als Jüngling sich durch Reife und Festigkeit auszeichnete und unter den höchsten Machthabern und Fürsten aller Orten zahlreiche Freunde und Gönner sich erworben habe“.

In diesen Mann wandte sich jetzt im Jahre 1198 der Erzbischof von Bremen mit dem Antrage, die Leitung des Bisthumstheiles der Liou zu übernehmen. Das nach den kanonischen Rechte für die Bischofswürde bestimmte dreißigste Lebensjahr muß Albert damals schon lange überschritten haben. Denn bereits vorundzwanzig Jahre später nennt sein Schölar und Begleiter Heinrich der Letzte ihn einen ehrenwürdigen Greis. Er stand mithin wohl gerade noch in der vollen Blüthe des Mannesalters und mit ganzer Kraft konnte er jetzt in seinen neuen Bisthumstheile eintreten.

Ein günstiges Geschick wollte, daß wenige Monate bevor Albert in Bremen die bischöfliche Weihe erhielt, Innocenz III. den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, jener gewaltige Priesterfürst, dessen „glänzende Thaten bald die Weltstadt wie die Welt erfüllen“ sollten, und welcher zugleich der von seinem großen Vorgänger Gregor VII. gesapten Idee einer geistlichen Unterjahnokratie neue Geltung und neuen Nachdruck zu geben wußte. Ihm konnte die hohe Bedeutung, welche sich für die päpstliche Mach-

erweiterung an den Erwerb der baltischen Lande knüpfte, nicht lange verborgen bleiben. Wer bald erkannte er die verwerfungsbedeute Lage jener verlassenem Christenchaar am Dünasstrande, welche sich vor den Angriffen der heidnischen Vöden in ihre Feste zu Bleskole hatte flüchten müssen und am 5. October des Jahres 1199 erscholl sein mächtiggebietendes Wort an alle Gläubigen in »Sachsen, Westphalen, im Slavenlande und jenseits der Elbe«, den bedrängten Brüdern im Norden zu Hülfe zu eilen.

Witternswelle hatte auch Albert nicht gesehert. Schon im Sommer des Jahres 1199 hatte er sich, um gleich zu seiner ersten Fahrt nach Livland ein schlagfertiges Heer bereit zu haben, nach der Insel Gotthland begeben und hatte bei der dortigen unternehmenden, aus allen handeltreibenden Nationen des Nordens zusammengewürfelten Kaufmannschaft, die von jeder Erweiterung des hiesigen Bischofthums den größten Gewinn für ihre Handelswege erwarten durfte, so günstige Aufnahme gefunden, daß er bald 500 nordische Streiter mit dem Zeichen des Kreuzes schmücken konnte. Von hier aus war er allrude nach Dänemark übergesetzt, wo König Knud und sein ritterlicher Bruder der Herzog Waldemar ihm reiche Geschenke spendeten, nicht minder aber der damals große Erzbischof Absalon von Lund, der einst mit gleich mächtiger Hand über Dänemark den Bischofsstab wie über die wendischen Heiden das Schwertschwert geschwungen hatte und der jetzt am Abende seines thatenreichen Lebens wohl nicht ohne die lebhafteste Theilnahme in dem kühnen deutschen Bischofe

ein würdiges Ebenbild seiner Jugend begrüßen mochte. Dann kehrte Albert nach Deutschland zurück, um auch hier zu werben und die zahlreichen Kämpfer und Geistlichen zu ermunen, welche sich bereits auf das Gebot des Papstes zur nordischen Kreuzfahrt eingestellt hatten.

Es waren im Frühlinge des Jahres 1200 die Vorbereitungen zu dem großen Zuge vollendet. Ein Geschwader von 23 Schiffen lag segelfertig, um den kriegerischen Bischof mit allen seinen Mannen nach Island hinüber zu geleiten.

Die Einschiffung der nordischen Kreuzfahrer mit ihrem Gefolge von Geistlichen, Handwerkern und Kaufleuten nebst Pferden, Waffen und Geräthschaften geschah damals gewöhnlich in Lübeck, jener glücklichen von Jugendkraft und jugendlichen Uebermuth erfüllten Stadt Heinrichs des Dritten, die gehoben von der Gunst des großen Welfen wie von der seines hohenstauffischen Gegners, gar bald von ihren Thaten zu Lande und zu Wasser weisse reden lassen. Die Trave hinunter ging es von dort nach Travemünde, dessen Hafen bereits ein festes Schloß schützte. Hier stach das Geschwader in See, um gewöhnlich erst bei Gethland wieder vor Anker zu gehen, wo frischer Wanderrath oder neue Waffengenossen aufgenommen wurden und, wenn nicht nöthiges Wetter oder Stürme eintreten, konnte man von dort aus wohl in zwei Tagen die Mündung der Dänna erreichen. Diesen Weg nahm vermuthlich auch Albert.

Der Bischof fand hier ein völlig feindliches Land vor sich. Bald nach dem Abzuge jenes deutschen Kreuzheeres,

welches durch Vertheid nach Island geführt worden war, hatte der heidnische Glaube wieder aller Orten sein mächtiges Haupt erheben und jede Erinnerung an das Christenthum gänzlich ausgerottet. Durch Drohungen, Mißhandlungen und Verfolgungen waren die christlichen Weislichen zum großen Theil gezwungen worden, heimlich nach Deutschland zu entfliehen, so daß jetzt außer einigen Handwerksleuten, die sich durch reiche Geschenke an die Stammesältesten frei zu kaufen gewußt hatten, nur noch eine kleine Schaar von fremden Brüdern im Lande war, die hinter den Mauern von Hesthela Schutz gesucht hatten und hier ihr von allen Seiten bedrohtes Leben kümmerlich fristeten.

Aber schon war der Ritter nahe, der sie von aller Noth befreien sollte. Als Albert bei der Mündung der Däna angelangt, ging das Beschnader vor Anker. In inbrünstigen Gebeten empfahl er dann sich und die Seinen dem Schutze des Allmächtigen, ließ bei den Schiffen die nöthigen Wachmannschaften zurück und zog mit den übrigen Streikern die Däna hinauf. Seine Bewandter und Insigmen, Krummstab und Harn, so wie der feinerne bischöfliche Stuhl waren einstweilen noch auf den Schiffen zurückgeblieben; ihn schmückte jetzt das Schwert und der Helm, denn hier galt es vorerst noch zu kämpfen und zu siegen. Oberhalb Helm stößt er herrlich mit den Riven zusammen. Sein Priester Nicolaus wird getödtet. Aber süßen Schicksal bringt Albert weiter vor. Bald ist Hesthela erreicht und freudig öffnet ihm die christliche Dulderschaar die Thore. Der Beszung Hesthelas folgt rasch die Einnahme des

festen Holm. Augenblicklich zöhen dorthin die Lizen ihre Streitkräfte zusammen, um die Burg einzuschließen und wenn möglich auszuhungern. Aber in dem Graben unter der Erde entbeden Alberts Leute große Kornertrüthe, die wahrscheinlich vom Grunde selbst dort noch aufgespeichert waren und mittlerweile ist auch schon eine Schaar fränkischer Kreuzfahrer von den Schiffen die Duna heraufgerückt, um die Burg zu besetzen. Demüthig bitten jetzt die Lizen um Frieden. Von Neuem nimmt eine große Menge derselben die Taufe an. Dreißig ihrer vornehmsten Jünglinge werden auf Alberts Befehl als Geiseln nach Deutschland geschickt.

So waren die Uferlande der unteren Duna nebst dem nördlich gelegenen Thoresda wieder in der Gewalt der Christen. Trotzig schanden jetzt Holm und Pleskela auf die besiegten Feinde herab und hinter den Mauern beider Festen lagerten die neuangekommenen Kämpfer, wohlgerüstet und wachsam, um jeden Angriff mit Erfolg zurückweisen zu können.

Indessen war die Lage Alberts und seines Bischofs noch keineswegs ohne Gefahr und Bedenklichkeiten: die Mehrzahl der Kreuzritter hatte sich ihm nur auf Jahresfrist angeschlossen; war die Zeit um, so mußte voraussichtlich das Heer auf eine kleine Schaar zusammenschmelzen, die unmöglich im Stande sein konnte, die Niederlassung dauernd zu beschützen. Dabei glückte es noch ringsum in allen Landschaften und Dörfern der Lizen von Haß und Rachegeleusen gegen die christlichen Sieger. War bald

sonaten Gütern oder Silber mit den Vören gemeinschaftliche Sache machen und von der oberen Duna herunter drohte ein Ueberfall des Fürsten von Belas, der nicht mehr ohne Eifersucht die schnellen Fortschritte der Deutschen betrachtete mochte.

Hier also galt es rasch zu handeln, um das Gewonnene sicher zu stellen und zu erweitern. Und je größer die Gefahr, desto schöpferischer zeigte sich Alberts Genie.

An dem rechten Ufer der Duna, etwa zwei Meilen oberhalb ihrer Mündung lag schon seit langen Jahren eine Art Speicher, welcher den gothländischen Kaufleuten als Niederlage für ihre Waaren dienen mochte. Einen solchen Stapelplatz nennt noch heutigen Tages der Livländer eine Riga und an eben diesem Orte, den der praktische Blick des Kaufmanns als den für eine Niederlassung günstigen bezeichnet hatte, beschloß Albert jetzt eine Stadt zu gründen, die jenem Handel Schutz und Aufschwung verleihe, zugleich aber auch als neuer größter Waffenplatz einen sicheren Vereinigungspunkt für die junge christliche Pflanzung bilden sollte. Schon im Jahre 1201 wird das Werk begonnen. Rasch erheben sich die Ringmauern und Häuserreihen des neuen Riga. Von nah und fern ziehen die Ansiedler herbei. Nicht nur, daß von den eingeborenen Vören sich dort viele niederlassen, auch aus Deutschland trifft bereits im Jahre 1202 der Bischofs Bruder, der Mönch Engelbert mit den ersten Siedlern in Riga ein. Dann verlegt Albert den bischöflichen

Sie dorthin und zu Ehren der Mutter Gottes wolle sich der heilige Dom, von dessen Thurm die große »Kriegsglocke« ihre Warnungssignale weithin durchs Land ertönen läßt, so oft ein feindlicher Ueberfall droht. Die inneren Angelegenheiten des jungen Gemeinwesens aber leitet wie in den deutschen Städten jener Zeit ein aus 12 Rathsmännern oder Consuln zusammengesetztes Collegium. So belebt und erweitert sich die Stadt durch wachsenden Wohlstand und Verkehr. Bald erscheinen dort Fürsten und Gesandte vom benachbarten Rußland, um mit dem mächtigen Bischof Friedens- und Freundschaftsverträge einzugehen, während der gothländische Kaufherr hier einen neuen ergiebigen Markt für seine Waaren findet. Schon im Jahre 1211 befreit Albert diese Handelsleute des Westens von jeglichem Zoll, Abgaben, Strafrechte und schert ihnen die freie Fahrt auf der Düna. Nun folgen immer neue Zugänge aus den fernigen Städten Norddeutschlands und schon nach einem Menschenalter überlassen Rath und Kaufleute von Riga den Lübeckern aus »aufrichtiger Liebe und Anhänglichkeit« einen eigenen Kaufhof innerhalb der Ringmauern ihrer Stadt, in deren Wappen die baltischen Bürger den Schädelf Promens aufgenommen hatten zur besten Erinnerung an jene deutsche Metropole, durch deren Sorge »sah ganz Island aus der Taufe gehoben wurde.«

Hatten sich bei dieser Gründung vorzüglich Handelsgeist und religiöser Eifer einander die Hand gereicht, so bedurfte nun auch das geistlich-kriegerische Element, dem

doch vor Allen die Vertheidigung und Erhaltung der Kirche oblag, festerer Leitung und festerer Einigung.

In denselben Tagen daher, als hier auf litth.-baltischen Boden die erste deutsche Stadt erwuchs, beehrte Albert einige seiner treuesten Ritter mit Theilen des eroberten Landes, um so allmählich einen festen Kriegerstand für seine Niederlassung zu gewinnen und schon im folgenden Jahre 1202 stiftete er nach dem Vorbilde des mächtigen Tempelordens die »Brüderschaft des Rittersdienstes Christi«, jenen litth.-baltischen Vund, dessen Großthaten wie sein blutig gefärbtes Kreuz- und Schwertzeichen auf weißem glänzendem Mantel ihm bald statt der uralten litth. Bezeichnung im ganzen Norden den Ehrennamen des »Schwertbrüder« einwarben.

Und wenn von nun an Albert sah ein und andere Jahr etwa zwischen Ostern und Pfingsten, sobald sich die Duna vom Winterthau löste, oder vor Beginn der rauhen Herbststurm hieselber nach Deutschland zog, um »in allen Heden, auf allen Straßen und in allen heiligen Stiften« das Kreuz zu predigen und für seine Kirche zu begeistern und zu werben, dann verließ willig der Ritter die Stammburg seiner Väter, es trieb den Mönch hinaus aus der Einsamkeit der klösterlichen Zelle, den Handwerker und Hausbauer vom Frieden des heimathlichen Herdes. Und Alles scharrte sich begeisterrausch um das Banner der heiligen Jungfrau, der Schutzgöttin der litth. Kirche. Dann ward es lebendig in den Häfen zu Riga, zu Gotland, zu Riga und auf den Wegen

des baltischen Meeres. Und sie zogen alle hinaus, jene Fürsten und Grafen und Edlen aus Sachsen, Westphalen und Friesland, die Meindorfs, die Bannerer, die Burgherden, die Seehausen, die Henburg, die Stumpenhufen, die Plessen, die Hppe, die Tiesenhufen mit ihren Mannen und Knechten und glänzenden Gefolgsschaften. Und von dem Hafen der Roffe und dem schweren Tritte der gepanzerten Ritter erschütterten die baltischen Schneegestirbe. Vor ihren Burmmaschinen fielen die Wappplätze und Verschauungen der Iken. An den Ufern der Däna und in den Thalgründen der Wolme thürmten sich rasch ihre Feste und Burgen. Unter der Art des fleißigen Ansehlers lichter sich die undurchdringlichen Waldungen, und die neu geschauten Straßen belebte der Handelsmann mit seinen Waarenzügen. In den Gauen der Iken und in den heiligen Hainen der Letten aber erhoben sich die Capellen und Bethäuser der christlichen Mönche und Pilgrime. Und in dem denkwürdigen Jahre 1206, so schreibt der Chronist Heinrich, war ganz Hvoland getauft und zwei Jahre später hatte auch schon die Mehrzahl der Letten sich der neuen Lehre zugewandt.

Wohl brachen nun noch manchmal, wenn die Sümpfe und Moräste vom Eise starrten, die wilden Räuberschwärme der Luthauer nach alter gewohnter Weise aus ihren Waldungen hervor, um die Dörfer der Iken zu plündern und zu verwüsten. Rief sich dann aber der gefürchtete Rentab von Meindorf, in prächtiger Rüstung, auf wohlgepanzertem Rosse, mit seinen Rittersn und Leuten sehen, so ergriß

die Feinde schon •beim bloßen Anblicke der glänzenden deutschen Waffen• ein solcher Schrecken, daß sie schleunigst entflohen und erst im nächsten Winter wiederkommen mochten.

Gefährlicher als diese Kriegerhaaren war den Deutschen aber die Nachbarschaft der russischen Fürstentümer zu Polesj, Gorysl und Kutenoid, denn hier war erte Hinterlist mit starker Waffenmacht im Bunde und so gleichgültig auch Wladimir von Polesj der ursprünglichen Niederlassung des Priesters Meinhard zugeesehen hatte, so eifersüchtig folgten jetzt seine Blide dem wachsenden Einflusse Alberts und der Ordensritter auf dem Dünamochte, wo sonst nur ihn und seinen Vasallen von Lituen und Livon Tribut und Unterthänigkeit gezollt waren. Schon zwei Jahre nach der Gründung Rigas hatte daher Wladimir einen siegreichen Zug gegen Wskola unternommen zu gleicher Zeit da Wskola von Gorysl mit lithauischen Hülfskruppen den Deutschen bis in die nächste Umgehung von Riga nachstellte. Dann schienen sich einen Augenblick diese Verhältnisse etwas friedlicher gestalten zu wollen, denn im Jahre 1205 traf plötzlich Wskola von Kutenoid in eigener Person beim Bischof zu Riga ein, um mit ihm •auf ewige Zeiten• ein Friedensbündniß zu schließen und im folgenden Jahr sandte Albert seinerseits den alten Abt Dietrich, einen erfahrenen Unterhändler und genauen Kenner der baltischen Landesverhältnisse nach Polesj hinaus, um auch mit Wladimir freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen. Aber schon die nächste Zukunft lehrte, mit wel-

den Liven man sich hier eingelassen habe. Kaum war der Abt in Pölzyl angelangt und hatte sich seines hohen Auftrages entledigt, als er auch bald die Ueberzeugung gewann, daß er hier einen gar gefährlichen Boden betreten habe. Man ließ ihn ohne Antwort und suchte auf alle Weise die Unterhandlung hinzuhalten. Im Geheimen aber erfuhr er durch einen hohen fürstlichen Beamten, dem Selbgeschente die Zunge gelöst hatten, daß mit ihm nur zum Scheine unterhandelt würde, schon vor ihm seien Boten der abtrünnigen Liven bei Hofe angelangt und mit diesen sei man ein Bündniß gegen seinen Herrn und Bischof eingegangen, bereits hätten die kriegsrüschigen Rüstungen aller Orten im polyzischen Lande begonnen. Augenblicklich ließ der Abt hiedon Albert in Kenntniß setzen. Ein ihm ergebener Live wurde in der Eile mit dem Schreiben nach Riga abgefertigt. Noch frühzeitig genug aber hatte Blatinik von allen Schritten des Abtes Kenntniß erlangt und schnell war auch eine neue List ersonnen, um dem fast zerstörten Plane wieder aufzuhelfen. Hiernach sollte nicht mehr in Pölzyl sondern im Livenlande selbst das seine Gewebe weiter ausgesponnen werden. Blatinik entließ daher jetzt den Abt. Zugleich entsandte er Boten in die verschiedenen Pandschaften der Liven mit dem geheimen Auftrage, alles Volk in die Waffen zu rufen und zu einem bestimmten Tage eine allgemeine Zusammenkunft derselben oberhalb Oleskola zu veranstalten. Derthia sollte auch der rigische Bischof eingeladen werden, unter dem Vorwande, daß man die Verhältnisse zwischen ihm, dem Fürsten von Pölzyl

und den Liven erdnen wollte. Im Grunde aber beabsichtigte man wohl, sich so des verhassten Oberhauptes der baltischen Christen zu bemächtigen und dann plötzlich mit den kampfsfertigen Liven über die führerlosen Deutschen herzufallen. Die Sache ließ sich anfangs auch ganz gut an. Zahlreich stellten sich bereits die Liven mit ihren Waffen ein. Nur den Bischof erwartete man noch. Aber vergebens. Albert erschien nicht. Kluge Vorsicht hatte ihn in Riga zurückgehalten und als der russische Gesandte ihn die verrätherische Einladung überbrachte, hatte er diesen mit solchen Worten angefahren: „in der ganzen Welt bestünde es als guter Brauch und Sitte, daß die Gesandten sich selbst zu demjenigen verfügten, an den sie von ihrem Herrn abgeschickt seien. Noch nie habe ein Fürst, und sei er noch so demüthig und leutselig, es sich eusallen lassen, aus seiner Festung hinaus fremden Beischaftern entgegenzugehen. Sie möchten daher, wie es sich ziemt, zu ihm nach Riga kommen, wo er für anständigen und ehrenvollen Empfang schon Sorge tragen wolle.“

In dem deutschen Bischof hatte sich also diesmal die Russenfehlaupheit vertheuert und an der deutschen Tapferkeit sollte bald auch das ganze hinterlistige Unternehmen zu Grunde gehen. Denn die Kampflust der Liven war nun einmal aufgebackt und das geübte Schwert wollte gebraucht sein. Als daher die Verschworenen beisammen waren, zog plötzlich der ganze Haufe gegen das nahegelegene Hehn, um mit einem tühnen Schlage die schwache dortige Besatzung aufzuheben. Aber noch frühzeitig genug

kam ein Hülfsheer von Riga heraufgezogen und da auch die Russen sich noch nicht eingefunden hatten, so wurde die Empörung bald gedämpft.

Wenige Wochen vielleicht waren verstrichen. Mit Wladimir hatte man sich nicht weiter in Unterhandlungen eingelassen. Die Liwa waren anscheinend beruhigt. Albert hatte sorglos mit heimkehrenden Ritters und Pilgrimen die gewöhnliche Reise nach Deutschland angetreten. Da bricht Wladimir mit seinen schon lange schlagfertigen Leuten, die Abwesenheit des Bischofs benutzend, in die Besitzungen der Deutschen ein. Zahlreiche Schiffe und Flüsse führen das Heer die Düna hinab und mit raschem Ruderschlage gelangt man bald zur feste Pleskela. Aber dort broten hauste jetzt der wadere Konrad von Meiendorf, dem Albert jene Burg als Lehn übergeben hatte und nur weniger wohlgezierter Würfe bedurfte es von den Schleudermaschinen seiner Wälle hinab auf die drunter liegenden Russen, um diese sogleich zum Weichen zu bringen. Dann versuchte Wladimir einen Sturm auf die feste Holm. Aber auch hier vermochten seine sonst geübten Bogenschützen nichts gegen die verderbenbringenden Einerschleudrer der Deutschen auszurichten und in der Belagerungslage waren seine Russen, wie Heinrich der Letzte leise freitend hinzusetzt, noch so unersahen, daß als es ihnen nach vieler Mühe gelungen war, den deutschen Warfgeschützen eine ähnliche kleinere Maschine nachzubilden, sie die Sinne fast gerade aus, nichtweis auf ihre eigenen Leute schlugen und viele derselben gar arg zusetzten. Endlich zog Wladimir,

nachdem ihm die Kunde geworden, daß auch Riga sich zum ersten Widerstande rüste, unverrichteter Sache von Heln ab und kehrte unwillig mit seinem Heere nach Pöls zurück.

Um diese Scharte auszumachen, eröffnete im folgenden Jahre 1207 der Herzog von Rußland, obgleich er immer in den freundschaftlichen Verhältnissen zum rижischen Bischof gestanden und erst so eben sein früheres Bündniß mit ihm erneuert hatte, plötzlich die Feindseligkeiten gegen die Deutschen. Der aber wurde gleich beim Beginn der Feinde in seiner eigenen Burg von den Leuten Daniels von Wainorow gefangen genommen und erst durch die Verwendung Alberts, der mittlerweile von Deutschland heimgekehrt war, aus seinen Banden entlassen. Um das alte freundschaftliche Verhältniß wieder herzustellen, sandte Albert sogar den Herzogen auf seine Bitte zwanzig der erfahrensten Krieger- und Handwerksleute, die ihm seine Burg Rußland nach deutscher Art besetzen sollten. Aber schädter Ueberdau folgte dieser großmüthigen That. Denn kaum hatte Wladislaw erfahren, daß sich Albert wieder zur Reise nach Deutschland aufschickte und sich bereits nach Dünaburg begeben habe, als er die hartlos an den Willen seines Schloßes arbeitenden Deutschen plötzlich ergreifen, einige derselben sofort niederhauen ließ und ihre Waffen, Pferde, und Wurfgeschütze wie die Trophäen eines glänzenden Sieges seinem Großfürsten übersandte.

Jetzt hatte die Langmuth der Deutschen ihr Ende erreicht. Noch zur rechten Zeit traf diese Trauerbotschaft den

Bischof, den zufällig widerige Winde im Hafen zu Dünaburg zurückgehalten hatten. Schleunigst findet er seine Krieger die Duna hinauf gegen Rubenoid. Aber statt der Burg mit Wällen und Bertheidigern finden die Deutschen hier schon nichts als verödete Hütten und Trümmerhäufen. Auf die erste Kunde von dem Rache ihres Herrs hatte Wsewolod seine Burg den Flammen preisgegeben, und war dann ins Innere von Rußland geflüchtet, um niemals wieder heimzukehren. Zwei Jahre später ließ Albert auf dem durch Verrath und Feigheit geschändeten Schloßberge eine starke Burg erbauen und übergab die Bewachung dieses neuen »Kosenhafen« dem ritterlichen Rudolph von Zerichen, der so eben seinen feindlichen Stammesfeß in den Ostlanden aufgegeben hatte, um hier an der nordischen Duna unter Kämpfen und Gefahren sich eine neue Heimath zu gründen.

So war der erste wichtige Vorposten im Rußlandlande gewonnen. Schon zwei Jahre früher hatte Albert sich des noch höher hinauf liegenden Zilburg bemächtigt und auch hier ein festes deutsches Schloß aufzuführen lassen. Jetzt galt es endlich den Fürsten Wsewolod von Orskle zu bemächtigen, der von Anfang an jedes Bündniß mit Riga schäbde abgewiesen hatte, und dessen Feste »wie ein Haisfeld und wie ein großer Teufel« an der Duna dalag. Noch im Herbst des Jahres 1208 rückte daher Albert mit seinen Leuten vor die Burg. An Thore derselben entspann sich zwischen den Deutschen und Russen ein leichtes Gefecht. Aber nach kurzer Gegenwehr ist die Feste gewonnen. Den

Vertheidigern fehlte der Muth und die nöthige Leitung, da ihr Fürst wie jener feige Schwelger schon vor dem Eintreffen der Deutschen die Flucht ergriffen hatte. Zahlreiche Beute und Gefangene, unter ihnen auch die Fürstin nebst ihren Töchtern und Kammerfrauen fielen in die Hände des Siegers. Einen Tag verwaltete noch Albert in der Höhe, die einer allgemeinen Plünderung preisgegeben wurde, Dann ward auf sein Geheiß Feuer angelegt und beim Scheitern der hellausflodernden Flammen zog siegesfreudig der Bischof mit den fürstlichen Gefangenen die Düna hinauf nach Riga zurück. Hier traf bald darauf auch der tiefgebeugte Schwelger ein, um die Freiheit der Seiner und die Rückgabe seines Fürstenthums vom Bischof zu erbitten. Seine Worte fanden Gehör. Geierlich mußte er den Eid leisten, fortan der Kirche der Mutter Gottes treu zu bleiben und erhielt dann nach deutscher Einnahme unter der üblichen Vertragung dreier Jahren seine Besitzungen als Lehn des rüßischen Bischofs aus den Händen Alberts zurück.

Volle zehn Jahre waren verfloßen, seitdem Albert zuerst sein nordisches Bisthum betreten hatte. Immer kühner und mächtiger hatte sich während dieser Zeit das Banner der heiligen Jungfrau über die litauischen und lettischen Lande entfaltet und sich zu wiederholten Malen siegreich über das griechische Kreuz der Russenfürsten erhoben. Fast zehn Tagereisen die Düna hinauf beugte sich schon alles Volk vor der Gewalt des rüßischen Bischofs. Von dem Kloster der Cisterciensermönche zum Berge des heiligen Niclaus, welche dem fernden Pilgermann bei seiner Ankunft im Dä-

namündter Hafen den ersten Willkommensgruß auf heissen Boden entgegenkamen bis hinauf zu der Ruinenreste Geryze, deren Schieber sich so eben in trübende Lehnsherrschaft des Bischofs hatte fügen müssen, bedauten die städtischen Schiffe und Burgen zu Helm, Mesthil, Tennewarden, Akenhafen und Selburg die bald lieblichen, bald einflussigen Uferhöhen der Dina und spiegelten sich nebst den zahlreichen heiligen Gotteshäusern und Kapellen in den vollen Flüssen des rasch dahineilenden Stromes. Nichtsich von Riga die Meerestlässe entlang erstreckte sich die deutsche Herrschaft über die Distrikte der Biken von Thierida, Prouda und Reispole, die zu verschiedenen Malen jedoch stets vergeblich sich den Joche ihrer neuen Gebieter zu entziehen versucht hatten. In den weiter gen Osten gelegenen Landschaften von Anina, Tricatia und Teloma aber wohnten die Venden, die treuesten und ausgiebigsten Anhänger der christlichen Kirche.

Mit fester Hand hatte endlich die Geistlichkeit über alle diese Lande ihrer Macht ausgebreitet, hatte die neuen Grenzen der Sprengel gezogen, den Sehten angetraut und einer jeden Diöcese ihre Kirche und ihren Priester bestimmt. Die weltlichen Angelegenheiten besorgten in den verschiedenen Distrikten eigends dazu bestellte Beamte, die sogenannten Wrostat, zu denen bald Ritter, bald geistliche Herren gerufen wurden. Daneben ließ man, wenn auch in beschränkter Wirksamkeit die Stammesältesten fortwachen.

Die Leitung des Ganzen ruhte aber in den Händen des Bischofs. Denn ihn hatte schon längst sein Kaiser

Philipp der Schwabe ganz Viedland mit allen Herrschaftsrechten übertragen, und mit ungebeugter Kraft und Frische stand noch immer Albert diesen großen Werken vor. Er war die Seele aller Unternehmungen. Wo seine gebietende Persönlichkeit erschien, da war auch rascher Erfolg stets gesichert. Bald sehen wir ihn hoch zu Ross an der Spitze der kampfselbstthätigen Schaar gegen den Feind ausrücken, bald auf der beschwerlichen Uebersahrt nach Deutschland, um das Kreuz zu predigen und immer neue Mannen für sein Viedland anzuwerben, bald als gewandten Vermittler, hier stolz drohend, dort klüglich nachgebend in den schwierigsten Unterhandlungen mit weltlichen und geistlichen Machthabern. Die kurze Zwischenzeit der Ruhe und des Friedens füllten Verwaltungs- und Unterrichtsgeschäfte aus. Brachte er die Wintermonate auf seinem Bischofsstuhle in Riga zu, so las er wohl vor, daß er zur Belehrung der neugewonnenen Glieder der Gemeinde »Prophetenspiele« zur Aufführung bringen ließ, um durch solche geistliche Comédien den Völkern die heiligen Geschichten aus dem alten und neuen Testamente anschaulich zu machen. Hier wurden auch Ungetaupte zugelassen. Und als einmal in einem dieser Solche Hildebrands Schaaren die Philister angriffen, gerathen die Zuschauer in so große Furcht, weil sie glaubten, sie sollten geistlos werden, daß sie schleunigst das Weite suchten und erst nach langem Zureden zurückkehren wagten.

Aber solche Tage harmloser Ruhe waren dem Bischof gar theuer zu stehen. Versamelte auch dann und wann der Kriegslärm an den Grenzen seines Landes, im Ju-

uern desselben zeigten sich nur zu bald die mannigfachen Verwickelungen. Denn das ist ja einmal das traurige Schicksal, welches den Deutschen bei allen seinen staatlichen Unternehmungen begleitet, daß in demselben Augenblicke, wo unter kräftiger und besonnener Hand der Einen ein großes, lebensfähiges Werk Gestalt und Einheit zu gewinnen scheint, auch schon von anderen Seiten, und zuweil gerade den einflussreichsten, eine solche Anzahl von Kleinlichen und selbstsüchtigen Interessen sich Geltung zu verschaffen weiß, daß ein jedes Zusammenwirken in weiteren Kreisen dadurch unmöglich gemacht wird. So im Großen, so im Kleinen. In Venedig waren es die Schwertritter, von denen der erste Anstoß zu inneren Spaltungen und Zwissigkeiten ausging.

Bald nach der Stiftung dieses Ordens hatte sich bei den Mitgliedern desselben ein Streben nach Machterweiterung und Unabhängigkeit gezeigt, welches auf dem stolzen Gefühle ihrer Kraft beruhend mit dem Wachsen derselben immer gefährlicher aufzutreten drohte. Im Jahre 1207 stellten sie plötzlich dem Bischof die Forderung, ihnen sowohl ein Theil des bereits eroberten Landes als Eigenthum zu überlassen, wie auch ein Theil der noch zu erwerbenden Länder zu sichern. Sogleich nun bei der Gründung dieser Bruderschaft dem Bischof die unbedingte und alleinige Herrschaft über dieselbe vom Papste zugesprochen war, so glaubte Albert doch, diese Forderung nicht ganz zurückweisen zu dürfen. Was daher das noch zu erwerbende Land betraf, so wußte er hierin freilich für jetzt ihrem Ge-

suche möglich aus; in Riroland aber räumte er ihnen mit Zustimmung des Papstes das verlangte Drischel ein, stellte jedoch hierbei wiederum die Bedingung, daß sie ihn von dem Ertrage dieser Ländereien ein Viertel zurückerstatten sollten, um so nicht das Verhältniß ihrer Unterthanschaft ganz in Vergessenheit gerathen zu lassen. Hiervon gingen die Ritter willig ein. Zugleich aber beschloßen sie, ihren Hauptsitz, den sie bis dahin in Riga gehabt hatten, ins nördliche Riroland zu verlegen, wo die gefährdrohende Nachbarschaft der Esten schon ihre feste Gegenwart nothwendig machte und wo sie, entfernt vom bischöflichen Sitze, ungehindert handeln zu können hofften.

In den lieblichen Uferlandschaften der Selma, der heutigen Na, dort wo sich die litauische Ebene in sanften Aufschwellungen zum malerischen Hügellande erhebt, das mit duftenden Birken und uralten Eichenwalde geschmückt ist, während sich in dem frischen Thalgrunde der Fluß mit seinen silberklaren Wellen hinschlingelt, hatte sich inmitten einer lebhafte Urbewässerung der verstrengte litauische Stamm der Wenden, der einst aus südlicheren Wohnsitzen vertrieben sein mochte, niedergelassen und eben hier hören wir dann bereits im Jahre 1208 von der wohlbesetzten Burg Wenden reden, als dem neuen Sitze der Schwertritter und ihres Ordensgenossen.

So war auch räumlich der Orden vom eigentlichen Lithuanien geschieden. Nur zu bald sollte diese Trennung in offene Feindschaft ausarten und Jahrhunderte lang zur Quelle der gefährlichsten Kämpfe werden.

Was aber Albert durch diese Zugeständnisse für den Augenblick an Macht und Ansehen einbüßte, das wurde ihm binnen Kurzem von einer anderen Seite her in doppelter Weise ersetzt.

Im Jahre 1212 schloß Vladimir von Pölz mit Albert den merkwürdigen Vertrag ab, wonach der Fürst sich aller seiner Ansprüche auf Lieland begab und dem Bischof das ganze Land mit allen Rechten und Einkünften einräumte.

Mit diesem Vertrage hat es folgende Veranlassung. Das tributspflichtige Verhältniß, in welchem Lielon und Tellen von Altor her zum Fürsten von Pölz standen, war durch die Einwanderung der Deutschen nicht veräußert worden. Neben dem Zehnten, welchen beide Völker nach Annahme des Christenthums der rigischen Kirche zu entrichten gezwungen waren, sandte die Mehrzahl derselben noch wie vor ihrem jährlichen Tribut nach Pölz. Dieses Zwangsverhältniß hatte aber besonders unter den widerspänstigen Lielon häufigen Anlaß zu Unruhen gegeben und da Vladimir trotz seines mißglückten Festzuges im Jahre 1208 und trotz der wiederholten Siege des Ordens über die Kassenfürsten an der Düna, dennoch nicht gewillt war, diesen Tribut fahren zu lassen, so hatte sich Albert noch im Jahre 1210 verpflichtet, um nur endlich die Lielonstämme zur Ruhe zu bringen, den Schoß für sie zu entrichten. Im Jahre 1212 ließ nun Vladimir plötzlich den Bischof zu einer Zusammenkunft nach Örgise einladen, um hier verschiedene Angelegenheiten mit ihm zu erörtern. Albert, nichts Gutes ahnend, versammelt seine Kriegskräfte und zieht wohlgerüstet

die Düna hinaus. Ihm schließen sich die Ordensritter und die Knechten der Letten und Litven nach dem Ausflusse von Riga an, alles bewaffnet und auf jeden Ueberfall vorbereitet. Als sie bei Geryke anlangen, finden sie schon zahlreiche Truppen der Fürsten im Schlosse aufgestellt und abends eröffnet auch Blatinir die Verhandlung, indem er an Albert das dringende Ansuchen stellt: „mit der Verbreitung der christlichen Lehre unter den Litven endlich inne zu halten; die Litven seien seine Unterthanen und von ihm hänge es ab, ob sie Christen werden sollten oder nicht.“ Der Bischof beruft sich zwar auf das ihm vom Papste übertragene Amt der Belehrung des litvischen Landes und bemerkt zugleich dem Fürsten, daß hierdurch seine Rechte in Nichts geschmälert werden seien, im Gegentheil habe er, der Bischof, sich noch vor Kurzem anheißig gemacht, ihn den gewöhnlichen Tribut für die Litven selbst zu entrichten. Aber mit solchen rechtlichen Auseinandersetzungen war den grausamen Russenfürsten nicht gehorcht. Ein Machtwort von ihm, so hatte er gehofft, würde genügen, um von dem Bischof das Verlangte zu erreichen; statt dessen war Albert, auf seinem guten Rechte bestehend, nicht um einen Schritt zurückgewichen. Jetzt sollte daher Waffengewalt den jähem Deutschen nachgiebig stimmen. Unter heftigen Drohungen zieht Blatinir plötzlich seine Heeresmassen aus der Burg, und ordnet die Haufen zur Schlacht. Aber darauf sind des Bischofs Leute schon lange gefaßt; auch von ihrer Seite ist schnell alles zum Kampfe gerüstet. Ein Zeichen, und die Schlacht hätte begonnen. Da findet Albert, um kein

Mittel zur friedlichen Ausgleichung unversucht zu lassen, zwei Unterhändler an Vladimir ab. Mit eindringlichen Worten ermahnen diese den Fürsten, von seinem ungerechten Vorhaben abzustehen, »er möge ihrer Kirche unangefastet lassen, dann würden auch sie die Feindseligkeiten gegen sein Land einstellen. Uebrigens kenne er den Schlachtenmuth der Deutschen und die Ritter kennen vor Begierde, sich mit seinen Knechten zu messen.« Diese Sprache wirkte. Der Anblick der sich so unerwartet mächtig entwickelnden Streitkräfte der Deutschen mochte den Fürsten auch überrascht haben. Wenig plötzlich verwandelt sich sein prahlender Hochmuth in die schamlichste Nachgiebigkeit. Er erläßt an seine Truppen den Befehl, sich zurückzugehen; er geht hinüber ins feindliche Lager; er begrüßt den Bischof als seinen »geistlichen Vater«; er nimmt die abgetroffenen Unterhandlungen wieder auf und »wie durch göttliche Eingebung geleitet« überläßt er dem Bischof ganz Polog, frei und ohne Tribut, schließt zugleich mit ihm ein Schutz- und Trugbündniß gegen die benachbarten heidnischen Völkerschaften und räumt den Kaufleuten für alle Zeit eine freie ungehinderte Fahrt auf der Dnau ein.

Von nun an hören wir nichts weiter von Feindseligkeiten zwischen Polog und den Deutschen.

IV.

Während Albert an der Dina bemüht war, die Verhältnisse mit den herrigen Russenfürsten zu einem geordneten Ende zu führen, hatte die Nordgrenze seines Fürstenthums von innen neuen Vassallen wider und die benachbarten Herrschaften der Letzen in Livonien verdrängten den Rigauern, daß schweres Unheil von dort her im Anzuge sei.

Im Jahre 1208 hatten die Kämpfe mit den heidnischen Esten begonnen. Alljährlich waren seitdem Liwa und Letten unter der Führung der deutschen Ritter in die südlichen Provinzen des Estenlandes, nach Saarela und Uganien gezogen und waren theils aus religiösem Fanatismus, theils aus Stammelhas und Rachegefühl für alle Beleidigungen mit schonungsloser Grausamkeit gegen die dortigen Bewohner verfahren. Das feste Dorpat und Otepää, das »Bärenhaupt« der Uganier, Wilhente, das spätere Fellin, der Hauptmassenplatz im kernreichen Lande der Saareländer und das von Nordstern getrodte Sontagana nebst Val im südlichen Winkel des Estenlandes waren die gewöhnlichen Zielpunkte ihrer Unternehmungen. Hatten sie sich dann

der einen oder der anderen dieser Horden benachthigt und die vorräthige Beſatzung niedergemacht oder in die Flucht gejagt, ſo zogen die Chriſtlichen Kämpfer plündernd und verweißend wieder ihrer Heimath zu und trieben in jubelnder Siegesforſche die Schaaren der gefangenen Weiber und Kinder nebst den erbeuteten Rinderherden vor ſich her.

Selbſten Jügen folgte dann gewöhnlich raſch ein rächen-der Einfall der Horden ins Feindland und zu wiederholten Malen drangen dieſelben von der See- und Landſeite her in die Chriſtlichen Gauen der Liven und Letten ein, zerſtörten die neuerrichteten Kirchen in Thoreſta und Reſchepole, ſchlachteten die Geiſtlichen, beſetzten die verſchanzten Befestigten lebendig am Feuer und übten hier mit chriſtlicher Wuth und Rohheit Vergeltung an dem Gegner aus, den ſie in ihrem eigenen Lande nicht zu übermächtigen vermocht hatten.

Unter dieſen Kämpfen waren bereits vier Jahre verſtriſchen. Dann kam es freilich im Jahre 1212 zwiſchen den Deutſchen und Horden zu einem Vertrage, wonach die Feindſeligkeiten während drei Jahre eingeſtellt werden ſollten. Aber noch vor Ablauf dieſer Waffenruhe bricht der Krieg von Neuem aus, und wie ein Mann erhebt ſich jetzt das ganze Heerwolk in den Waffen, um ſeinen Glauben, ſein Land, ſeine Nationalität und die ihm von den Urvätern überkommene alten Freiheiten gegen die unberechtigten Eingriffe fremder Eroberer zu vertheidigen. Mit geſteigerter Erbitterung wird nun von beiden Seiten gekämpft. Drei ſchlachtentvolle Jahre hindurch ſchwankt das Kriegsglück. Aber endlich muß ſich der Heerhaufen vor der Uebermacht

und Waffentunde der Deutschen und ihrer Bundesgenossen tragen. Otepä wird von den Ritters besetzt. Ganz Sacala und Ungarnien bekennen sich zum Christenthum. Im Jahre 1217 bitten auch die Bewohner von Katalien, Garien und der Meerestüfte um die Taufe und Angesichts der verheißten Vortheile und rauchenden Trümmern gehen die heisslichen Priester mit dem Banner der heiligen Jungfrau in die blutig gereinigten Landschaften der Osten ein, um mit dem Worte des Friedens und der Versöhnung den Schmerz der noch klaffenden Wunden des Krieges zu lindern und zu heilen.

Diese ersten umfangreichen Erweiterungen des römischen Reichthums im Ostenlande führten zu einem bedeutungsvollen Wendepunkte der ganzen Politik des Reichens. Die plötzliche Nachterweiterung der römischen Kirche zog mit einemmale die Blicke aller Nachbarstaaten auf sich und bald vertauschten diese ihre bis dahin bewiesene Gleichgültigkeit mit einer drohenden furchtgebietenden Stellung. Nicht lange währt es, und das Drohen wird zur That. Schon im Jahre 1218 dringen von Osten her 16000 Russen in Weiden und Tricathien ein. Ein Jahr darauf landet an der nordwestlichen Küste von Island König Waldemar II. mit einem prunkenden Gefolge von hohen Kirchenfürsten und mit dänischen und deutschen Kriegsvölkern. Im folgenden Jahre unternimmt König Johann von Schweden eben dorthin einen kühnen Eroberungszug. Bald mischen sich auch, mit guten Rechte der Kaiser, Papst und Erzbischof von Bremen in diese nordischen Verwickelungen.

Das kleine litthiſche Biethum iſt mit einemmale aus ſeinem Dunkel hervorgezogen und plötzlich mitten in den Strudel und die Wirrniffe der großen europäiſchen Politik gezogen.

Der erſte Anstoß hierzu war von dem Ufern des Bal-
ticks, von der ſtolzen Republik Nowgorod ausgegangen.
Nicht ohne Bedenken mochte man nämlich hier ſchon im
Jahre 1212 die Nachricht von jenem Vertrage zu Gericke
aufgenommen haben, wonach ſich der Fürſt von Polesk
freiwillig alles Einfluſſes auf die litthiſchen und lettifchen
Völkerschaften begeben und dieſe unter die alleinige Ober-
hoheit des Biſchofs von Riga geſtellt hatte. Als nun aber
der gemaltige Albert mit dem ſiegreichen Ordensſchwert
gar in die Landſchaften der Oſen eindrang, um deren Beſitz
die Nowgoroder während der letzten hundert Jahre ſo viele
und blutige Kriegszüge unternommen hatten, da erſchien
denſelben kein Opfer zu groß, um dem deutſchen Biſchof
das neugewonnene Land wieder zu entreißen und ihre
eigenen vermeintlichen Anſprüche hier endlich zur Anerken-
nung zu bringen. Schon im Jahre 1216 eilte daher ein
nowgorodiſches Heer im Vereine mit den Bundesgenossen
von Pleskow den bedrängten Oſen zu Hülfe und als die-
ſes nach einer erfolgloſen Belagerung von Odrup ſich
wieder zurückziehen muß, werden während jener Jahre
neue Hülfungen durch das ganze Rußland mit einem ſol-
chen Eifer betrieben, daß endlich im Jahre 1218 ein Heer
von 16000 auserleſenen Streikern, »die mit den beſten
Waffen verſehen waren« ins Oſenland einzücken konnte.

Aber ſchon hatte Albert, verleiht aus Verſorgniß, einer

selben Uebermacht allein nicht Stand halten zu können, sich nach fremder Hilfe umgesehen. Auf Dänemark fiel zuerst sein Blick. Ohne Blumen eilt er dorthin und mit der größten, scheinbar uneigennützigsten Bereitwilligkeit kommt man hier den Wünschen des Bischofs entgegen.

Auf dem dänischen Königsstrome saß seit dem Jahre 1202 Waldemar II., von seinen Zeitgenossen der Sieger genannt, eine jener untrüglichen skandinavischen Naturen, in der neben dem Kriegesmuthe und der Kühnheit die alte Ruhbegierde und der Unternehmungsgelst der Normannen ungeschwächt fortlebte. Von seinem Lieblingsstze Wordingborg auf Seeland beherrschte er mit starker Hand den blühenden Inselkreis des heutigen Dänereiches wie jenseits des Sundes im südlichen Skandinavien die Lanke Schonen, Blekingen, Zyper und Halland, während zugleich die neuermorbenen nordalbingischen Besitzungen im medienburgischen Obotritenlande, in Pommern und auf Rügen seinen Herrscherblick auf diese Uferlande der schönen Ostsee lenkten.

Zu einer Zeit, da Waldemar noch als Herzog dem älteren königlichen Bruder Knud zur Seite gestanden, im Jahre 1199, hatte er dem Bischof Albert bei seinem damaligen Besuche in Dänemark reiche Geschenke zur Kreuzfahrt nach Preußen gesendet und mochte auch noch während der nächsten Jahre mit warmer Theilnahme dem raschen Vordringen der deutschen Waffen gefolgt sein, da er in der Verbreitung des Christenthums das sicherste Mittel erkannte gegen die Seeräuberellen, mit welchen die benach-

barten Eßen unablässig seine Lässer gefährdeten. Dann aber hatte sich mit der wachsenden Macht Alberts plötzlich das Gefühl der Theilnahme beim Dänenkönige in die feindseligste Eifersucht verwandelt und schon im Jahre 1206 hatte er einen Zug nach der Ostland gegenüberliegenden Insel Oesel unternommen mit der unverkennbaren Absicht, sich hier einen Waffenplatz zu schaffen, von wo aus man später auch auf dem Festlande sicheren Fuß fassen konnte. Der Ausgang dieser Unternehmung entsprach freilich keineswegs den Wünschen Waldemars, da Niemand unter seinen Kriegsknechten die Bewachung jenes gefährlichen Vorpommers inmitten der wilden Oeselaner übernehmen wollte. Der Königehrte daher bald zurück, fandte aber nun seinen Kanzler, den Erzbischof Andreas von Lund nebst dem schleswigschen Bischof Nikolaus nach Riga, vermuthlich mit dem geheimen Auftrage, sich hier in Abwesenheit Alberts, der damals so eben nach Deutschland gereist war, die nöthige Einsicht in die inneren Verhältnisse der livischen Kirche und auch gelegentlichen Einfluß auf dieselben zu verschaffen. Denn der hohe Kirchenfürst schien sich bald gar wohl in seinem neuen Riga zu gefallen, blieb den ganzen langen Winter in dem fremden Bischofsstuhle, tauschte hier kraft seiner Stellung viele Gelder, versammelte die dortige Geistlichkeit zu Besprechungen um sich, hielt ihnen theologische Vorträge und entschloß sich erst kurz vor Ostern, da man bereits der baldigen Rückkehr Alberts entgegen sah, zur Heimreise nach Dänemark.

Während der nächsten zwölf Jahre konnte Waldemar

an seine Wiedereinnahme dieser ostländischen Plätze denken. Die Politik seiner rechten Hand war bereits aufs engste an die des deutschen Reiches geknüpft und hier bereiteten sich eben damals Ereignisse vor, die gar bald auf die Lage der meisten westeuropäischen Staaten den entscheidendsten Einfluß ausüben sollten.

Der Kampf der Hohenstaufen und Welfen hatte wieder begonnen. Von Neuem erscholl nach kurzer Waffenruhe durch alle deutschen Lande das Rufwort: Hie Welf! Hie Waidlingen! das während eines halben Jahrhunderts so oft das Zeichen zum unheilvollen Bruderkampfe gewesen war und halbe wieder in den Schlachtreihen der italienischen Guelfen und Ghibellinen.

An der Spitze der Hohenstaufen stand damals der edle Schwabenherrzog Philipp, der sich einwürfen selbst im Jahre 1198 zum Könige der Deutschen hatte ausrufen lassen, um so die Krone seinem Vetter, dem kinderlosen Rufen Friedrich zu erhalten. Aber zu gleicher Zeit war auch schon im Hause der Welfen der alte Geist der Eifersucht und Feindschaft wieder wach geworden und über der stillen Grabesgruft zu Braunschweig, wo seit dem Jahre 1193 der alte Löwenherzog Heinrich ruhte, hatte sich plötzlich in voller Jugendkraft und ritterlichem Schmuck sein Sohn, der Herzog Otto erhoben, fest entschlossen, den heimgegangenen Vater an dem Sattel Barbarossas zu rächen. Rasch hatten sich die alten Anhänger seines Hauses um den jugendlichen Welfen geschaart und ihn zu Rachen am 12. Juli des Jahres 1198 zum Gegenkönig erwählt. So

theilten sich die deutschen Lande wieder zwischen zwei Herren: Hier Welf, dort Hohenstaufe. Bald mischt sich auch der Papst Innocenz III., als Vermand des jungen Friedrich in diese Wirren, entscheidet sich aber im Jahre 1201 gegen die Erhebung des Rheins seines Pfleglings. Nun verstreichen sieben Jahre unter fortgesetzten, gescheiterten Ereignissen, Verhandlungen mit Rom und Werbungen für die beiden feindlichen Parteien. Ein friedliches Ende war hier nicht abzusehen. Da überfällt am 21. Juni des Jahres 1208 ein Vetter Otto's menschlungs den mehrlosen Philipp auf der Alraburg bei Bamberg; wider dem Wortsatze des Bittelbachers haucht der Hohenstaufe seine Seele aus. Die Frevelthat war unerhört im deutschen Velle. Der Papst, der Gegenkönig, das ganze Land verurtheilen dieses Vebensfüß. Indessen weiß es der Welfe doch zu seinem Nutzen auszubenten. Schnell macht er dem Papste die noch verlangten Zugeständnisse, zieht dann über die Alpen nach Rom und empfängt am 4. Oktober des Jahres 1209 in der Peterskirche die langersehnte Kaiserkrone.

Während aller dieser Vorgänge in Deutschland verlebte sein künftiger Kaiser Friedrich wider der strengen Obhut des mächtigen Papstes, der ihm im Uebrigen an einer freispanigen und glänzenden Bildung nichts fehlen ließ, freudevolle Jugrabjahre in dem fernem Sicilien und machte hier wider steten Drangsalen und Gefahren aller Art, früher als es wohl je einem Habsensohne beischieden, die große Schule des Lebens, der Entsagung und Erfahrung

durch. Das politische Ziel, welches Innocenz hierbei vor Augen hatte, ging besonders dahin, den kaiserlichen Rinde seine Ansprüche auf die unteritalienischen Besitzungen unverkümmert zu erhalten, zugleich aber eine Vereinigung derselben mit den deutschen Reichsländern für alle Zeit unmöglich zu machen. Deshalb mußte der Waise von Rom aus unterstützt werden. Und während zwölf Jahre führte der kluge Papp diese Politik mit großer Gewandtheit und mit dem günstigsten Erfolge durch. Im Jahre 1210 traf hierin aber plötzlich eine vollkommene Aenderung ein. Der angekannte Heldensinn des Waisen und ein tiefes Gefühl für die Ehre und den Ruhm des deutschen Vaterlandes ließen den Kaiser Otto auf seiner glorreich betretenen Bahn nicht stille stehen. Er gedachte seines schweren Eides: die Würde des Reiches zu erhalten. Er gedachte der reichen Besitzungen in Unteritalien, die unter seinem Vorgänger Heinrich VI. mit der deutschen Krone vereinigt gewesen waren. Bald war daher sein Plan entworfen und rasch folgte demselben die Ausführung. Noch vor Ablauf des Jahres 1210 stehen seine Kriegerleute in Neapel; Capua wird von deutschen Ritters besetzt.

Das freilich ließ den feinsten Lebendnere der römischen Politik verlegen. Ein Bannstrahl, so hoffte Innocenz, würde den treulosen Gegner zum Stichen bringen. Aber umsonst. Im Genuße immer glänzenderer Erfolge schwelgte die ruhmbegehrige Seele Otto's. Erst als die Nachricht vom Ausbruche plötzlicher Unruhen unter den Deutschen, die dem gekannten Kaiser den Gehorsam verweigerten, zu

ihm gelangt, verläßt er Italien, um daselbst die schwankenden Verhältnisse zu ordnen.

Janotus war bis aufs Tiefste verlegt. Schon schriebe er vor seinem Tode zurück, um den drohenden Sturm sicher zu beschwichtigen. Was sein Vorn nicht vermochte, das sollte jetzt der Hohenstaufenjüngling, der achtzehnjährige Friedrich mit seinem glühenden Eammoschafte gegen den Welken und seinen alten vom Papste selbst so lange verweinten, nun anerkannten Rechten auf die Kaiserkrone durchsetzen. Der sollte den keden Welken vernichten. Und wohl gelang es ihm.

Friedrich war bereits seit drei Jahren vermählt. Ein Sohn war ihm geboren. Nachdem der Papst ihn ebdlich verpflichtet, nach Erlangung der deutschen Kaiserkrone die sein Kinde Sicilien frei zu übergeben, führte der blinde Fürstsohn im Jahre 1212 über die Alpen, fast unbegleitet, ost die ungetrohenen Pfade wählend, um so die Wachsamkeit seiner Hinde zu klaffen, aber mächtig durch den Segen seines Vatters, siegesgewiß wie es sich dem Jünglinge gezeigt, strahlend von der Majestät und fürstlichen Heiligkeit des hohenstauffischen Stammes. Mit dem Ginstande in sein treues Schwabenland erwachen aller Orten die Erinnerung an die Thaten seines Vaters wie an die Rechtmäßigkeit seiner Ansprüche. Schon weicht das süddeutsche Volk vor dem gekannten Otto zurück und eilt zu den Fahnen des Hohenstaufen, der ihnen vom Papste selbst zugesandt war. Zahlreich huldigen ihm die deutschen Fürsten auf dem Reichstage zu Frankfurt im Januar 1213.

Kann wendet sich Otto, den mit dem Blüde auch die Klugheit zu verlassen schien, trotz seines noch immer mächtigen Anhanges im nordwestlichen Deutschland, nach Brabant, um hier den Bundesgenossen seines alten Freundes Johann von England gegen die drohende Uebermacht Frankreichs zu Hülfe zu eilen. Aber auf dem Schlachtfelde von Bouvines muß er mit den Trümmern seines Heeres die schmachvollste Flucht ergreifen. Siegesprengend zieht Philipp August mit den gesessenen Deutschen und dem erbeuteten Fahrenwagen Othos in Paris ein und mit lächelnder Höflichkeit sendet er die Hügel des kaiserlichen Adlers als weisagendes Angebinde dem jungen König Friedrich zu. Am 25. Juli 1213 wird dieser in Aachen gekrönt. Vor dem Glanze des »apulischen Knaben« ist jetzt Othos Stern verblüht.

Allen diesen Werten und Vertheidlungen in Deutschland hatte das benachbarte Dänemark unaufgefordert die regste Aufmerksamkeit und thätige Theilnahme zugesandt. Hatte schon Heinrich der Löwe auf seinen Kriegszügen gegen die Wenden zu hiesigen Malen die Dänen als treue Bundesgenossen zur Seite gehabt, so war die Hinneigung dieses mächtigen nordischen Königs Hauses zum Welfenstamme im Laufe der Zeiten durch wechselseitige Heirathen und Bündnisse immer enger geworden und war dann besonders für Otto bei allen seinen Unternehmungen gegen den Schwabenherzog Philipp von wesentlichem Nutzen gewesen.

Friedrichs Austritt hatte hierin aber eine plötzliche Veränderung herbeigeführt. War es bei Waldemar ein

richtiges Vergeßniß von der nur zu bald schwindenden Macht des Welfen, welches sein Verhältniß zu Otto seit dem Jahre 1212 allmählich lederte; war es seine Berechnung, daß unter den schwankenden Umständen ein rascher Anschluß an den emporsteigenden Hohenstaufen für diesen nur erwünscht, für ihn selbst nur gewinnreich sein könnte? — weder Urkunden noch Chroniken klären diese Zeit hinlänglich auf. Aber bald nach den ersten günstigen Erfolgen Friedrichs giebt Waldemar, mit einer schönen Wendung seiner ganzen früheren Politik, das Bündniß mit dem von der Gunst des Völkers wie vom Stozen des Papstes verlassenen Otto auf. Die Folgen dieses Schrittes hatte er richtig ermeßten. Denn um den mächtigen Nachbarn ganz für seine Sache zu gewinnen und so zugleich dem Ausbruche jeder drohenden Bewegung im welfischen Norden von Deutschland zu-
verzukaufen, läßt Friedrich sich nun mit Waldemar in Unterhandlungen ein und übergiebt ihm im Jahre 1214 — schwer genug mochte es dem Hohenstaufen auskommen, aber seine ganze Stellung ließ ihn für den Augenblick keine andere Politik befolgen — „zur Schützung des deutschen Reiches vor Feinden“ alle Gebiete jenseits der Elbe und Oste. Das war der Inhalt des Vertrages zu Wip.

Diese Akte wurde am 31. Januar 1217 vom Papste bekräftigt. Wenige Monate darauf ging, wie wir gelegentlich durch Heinrich den Dritten erfahren, ein gewisser Graf Albert von Brandenburg nach Holland, nahm sich hier der Sache der Deutschen mit regem Eifer an und legte in einem blutigen Treffen mit den Engländern rühmliche Beweise

seines Muthes ab. Und am 9. October des folgenden Jahres 1218 erhielt der König Waldemar vom Papste die Erlaubniß, „alles Land, welches er den Ungläubigen, nämlich den Esten, abgewinnen werde, seinem Reiche und der Kirche desselben zu unterwerfen.“

Am dänischen Königschofe betrübten sich große Dinge vor. Die glücklichen Erfolge, die Waldemars Politik in Deutschland begleitet, hatten neue weitläufigere Pläne in ihm angeregt. Hier im Süden war vor der Hand nichts zu machen. Der König hatte daher seinen Blick wieder Ostland zugewandt. Dorthin mußte nun jener Graf von Hainburg, der Niemand anders als sein treuer Freund und Kasse Graf Albert von Delandau ist, vorangehen, um größere Unternehmungen einzuleiten und im folgenden Jahre wird, während man noch in Rom die hohe Genehmigung des Papstes auszuwirken suchte, schon in Dänemark mit aller Macht an der Ausdrüstung eines Heereszuges gegen Estland gearbeitet.

Ein merkwürdiger Zufall wollte, daß gerade in diesem Augenblicke der Bischof Albert beim Könige einzutraf, um seine Hilfe gegen die vereinte Esten- und Ruffenmacht in Anspruch zu nehmen. Er mochte keine Ahnung haben von der Lage der vorstigen Verhältnisse und an großmüthiger Vereinnahmung ließ daher der Däne es nicht fehlen, um sich so ein neues Recht auf die künftigen Eroberungen im baltischen Lande zu erwerben. Schon im Sommer des Jahres 1219 setzte Waldemar mit einem gewaltigen Heere von Dänen, Deutschen und Wenden nach

Upland über. Ihm folgte auch diesmal der Erzbischof von Lund, der sich gar oft seit jenem Winteraufenthalte in Riga aus geistlichen wie aus weltlichen Rücksichten mit dem geheimen Bedenken an ein neues Unternehmen gegen die baltischen Heiden beschäftigt haben mochte.

An der nordwestlichen Küste von Upland, dort wo auf hohem Felsenriff von Altorö her die Hindalsfja, die Dänen-see sich erhebt und mit ihren halbverwüesteten Mauern die Erinnerung an die Großthaten eines Arud und anderer Dänenkönige unter den umwohnenden Völkerschaften noch wach erhalten hatte, landete auch jetzt der Sieger Waldemar mit seinem Heere, das, wie Spätere berichten, kaum 1500 lange Schiffe halten lassen können.

Eine neue schwere Burg, unter deren Schutze später die Stadt Areal erwuchs, wird rasch aufgeführt und bald treffen von den benachbarten Stämmen die Krieger beim Könige ein, um ihm zu huldigen und sich taufen zu lassen. Aber frecher Trug lag hinter diesen Akt von Unterdürftigkeit. Noch sind nicht drei Tage seit der Zusammenkunft der Stammesältesten mit Waldemar verfloßen, als plötzlich um die Dämmerungstunde von verschiedenen Seiten zahllose Massen bewaffneter Uken über die fremden Krieger herfallen und mit ihren schweren Keulen und Speisen ein schreckliches Blutbad unter ihnen anrichten. Ueber- raschung und Verwirrung machen es den Dänen unmöglich, Stand zu halten. Immer weiter dringen die Ketten der Uken vor. Da eilt Wiglaw, der junge Fürstsohn von Rügen, der als Vasall des Königs sich diesem Zuge an-

geschlossen und gerade die Wache am hohen Meerestufer übernommen hatte, mit seinen tapferen, wohlgeübten Menden den bedrängten Dandegenossen zu Hülfe. Augenblicklich bringt er den Feind zum Stehen. Rasch sammeln sich die Dänen und Deutschen. Um die erlöste Schwach zu rächen, stürzen sie sich mit neuem Muthe über die Ofen her, die auch bald in wilder Flucht ins Innere des Landes zu ihren Verstecken zurückeilen.

In diesen Stunden heißen Kampfes und langer Sorge, soll plötzlich dem Erzbischof Andreas, so geht die Sage, als er bei der ersten Niederlage der Söhne den Höchsten unablässig um Beistand anflehet und schon sein zum Gebet erhabener Arm vor Mächtigkei zu sinken begann, in diesen Augenblicke soll ihm ein weißes Kreuz als Gnaden- und Siegeszeichen vom Himmel herabgesandt sein, das hochgeschwungenen alsbald den Muth der Dänen wieder neu belebte und sie zum Siege über die Ungläubigen fñhrt. Von jenem Tage an aber wurde das weiße Kreuz auf rothem Grunde, der Dandrog, das Reichspannier der Dänen und theilte fortan den Schlachtenruhm des hohen Inselvolkes zu Lande wie zur See.

Fast zur selben Zeit, da die Kunde von diesem Siege das ganze weßliche Ofenland durchhallte, zeigte sich auch im Osten das Kriegsglück nicht minder held dem deutschen Ordensschwerte. Nach blutigen Kämpfen mit den Eingeborenen waren hier wieder neue Landschaften von den Rktern in Besiß genommen und das gewaltige Russenheer, das Jähed zuvor so großen Schrecken verbreitet, hatte nach

einer Niederlage beim Embachflusse und nach einer vergeblichen Belagerung von Wenden sich zum schleunigen Rückmarsch angeeignet.

Winnen unerhofft kurzer Zeit war so die litauische Kirche von äußeren Feinden befreit worden. Wenn nun nur nicht der eigene Feind, der bänische Bundesgenosse die Kosten seiner Hülfe so übermäßig hoch angeschlagen und dadurch dem eiglichen Feind neue Schwermigkeiten bereitet hätte. Denn plötzlich drangen von Norden her Gerüchte wunderlicher Art nach Riga. Dänische Priester, so hörte man, durchstreiften nach allen Richtungen das Östland, um zu belehren und dasselbe ihrem Erzbischof von Lund, der sich mit seinen Kriegsknechten schon recht warm im festen Kaval eingeunist hatte, zu unterwerfen. Um hierbei rasch zum Ziele zu gelangen, war ihnen jedes Mittel recht. Wenn nur eins jener hölzernen Kreuze, die massenhaft von Kaval aus nach allen Gegenden versandt wurden, in einer Dorfschaft aufgesperrt war, so galt dieselbe für heidnisch und für dänisch. Oft wurde dem gemeinen Bauerndmann das heilige Weihwasser angetraut, um damit Frau und Kinder zu besprengen, denn die Dörfer der Östen lagen weit von einander getrennt, und trotz des häufigen Belagerungsrießes konnten doch die bänischen Glaubensboten nicht überall in eigener Person ihr heiliges Amt verrichten. Anfangs mochte dieser Segen nur denjenigen Landeshaupten zu Theil werden, welche die Diener der römischen Kirche noch nicht vorgebrungen waren. Bald aber nahm man sich mittheilend auch solcher Gegenden an, die schon als Sprengel

jenet Kirche galten, nahen wohlgeßällig die »fremde Brute« für sich in Beschlag, verhet sogar den Eingeborenen, sich mit den Deutschen einzulassen und hielten unter andern einen armen Landesältesten der Esten, weil der Unglückliche von den Rügischen die Taufe angenommen hatte.

Gegen solche Uebergriße eiferten Albert und der Orden mit aller Macht. Aber weder Waldemar noch sein Erzbischof wollten die wohlverworbenen Rechte Rigas auf Estland anerkennen. Die Dänen stützten sich auf jenen Brief der hehen römischen Curie von Jahre 1218, behaupteten, der bairische Bischof selbst habe ihnen den Besitz von Estland eingeräumt, und ließen sich durch Nichts in ihrem Treiben stören. Ein letztes Mittel, den deutschen Bischof zum Schwärzen zu bringen, lag überdies noch immer in des Königs Handen, da seit dem Jahre 1200 die Stadt Lübeck, »der Schlüssel Fiolands«, unter dänischer Herrschaft stand, mithin ein Wort von Waldemar genügte, um durch die Sperrung ihres Hafens den Rigauern jeden Verkehr mit Deutschland abzuschneiden. Was aber eine solche Sperre auf sich hatte, das mußte Albert eben damals selbst erfahren. Denn als er im Jahre 1219 seinen Bruder Hermann, der bisher Abt zu St. Paul in Bremen gewesen, nach Riga rief, um ihn als Bischof in Estland einzuführen, ließ Waldemar, der diesen Fremden in seinem Estland nicht dulden wollte, die Einschiffung desselben sofort hindertreiben und mußte noch mehrere Jahre ihn an der Abreise nach Estland zu verhindern.

Um nun das Raas von Schwierigkeiten für die rügische

Kirche voll zu machen, landet im Jahre 1220 der König Johann von Schweden, den die glücklichen Erfolge der Dänen angelehrt haben mochten, an der südlichen Küste von Götland, beschützt sich des festen Deal und läßt von hier aus ganz nach Dänenweise die Umgegend lausen und sich unterwerfen. Eine unglückliche Schlacht mit den Bewohnern des nahen Desel machte freilich diesem Unternehmen bald ein Ende. Inzwischen schien die Sache für den ersten Augrabiud den Wägern doch höchst bedenklich zu sein.

Unter diesen Verhältnissen entschloß sich Albert endlich, wohl erkennend, daß hier mit gewöhnlichen Mitteln nichts mehr auszurichten sei, nach Rom zu gehen, um dort beim heiligen Vater selbst Schutz und Hülfe gegen die neuen Feinde seiner Kirche zu suchen. Noch im Jahre 1220 schiffte sich der greise Bischof ein, wohl nicht ahnend, welche Gefahren, welche bittere Täuschungen und Demüthigungen ihn diese Fahrt berücken sollte. Kaum hat er den Hafen von Lübeck erreicht, so erzählt er durch seine Freunde, daß Waldemar auf ihn sahnte. Dieselbe Stadt, die ihn so oft im vollen Glanze seiner Macht und seines Glüdes gesehen, wenn er, umgeben von der deutschen Ritterschaar sich auf das Schiff begab, das ihn gen Norden führen sollte, dasselbe Lübeck muß jetzt der selbe Heimgänger Hölendes, wie ein geächteter Flüchtling, heimlich auf Schleichwegen verlassen, um nicht den Händen des eifersüchtigen Dänenkönigs in die Hände zu fallen. Doch ungebeugtes Muthes setzt er die Reise fort; langt endlich auch glücklich in Rom an.

An eine persönliche Zusammenkunft mit dem Papste

Inßpise Albert seine größten Hoffnungen. Freilich Innocenz III., der hochherrliche Beschützer der katholischen Kirche, lebte damals nicht mehr. Er war im Jahre 1216 gestorben. Nach ihm hatte der milde Gencius unter dem Namen Honorius III. den päpstlichen Sitz eingenommen. Aber während einer achtzehnjährigen Amtsführung hatte Innocenz mit einer solchen Fülle von Kraft und Einsicht an der Machterweiterung seiner Kirche gearbeitet, daß der wenn auch weniger begabte Nachfolger, der immerhin mit Milde lieber als mit Strenge verfahren mochte, unumgänglich die einmal eingeschlagene Politik der römischen Curie sogleich verlassen konnte. Und darauf baute jetzt der Allen

Seit dem Jahre 1213 war die holländische Kirche in ein eigenthümliches Verhältniß zum römischen Hofe getreten. Die Bande, welche diese nordische Niederlassung ursprünglich an das Bremer Erzbisth Inßpisen, waren mit der wachsenden Macht Alberts allmählich gelodert worden. Der Grund hiervon lag theils in der räumlichen Entfernung Rigas von der deutschen Metropole, vor Allen aber in jener Politik Roms, welche bereits seit den Tagen Gregors VII. unablässig auf die Schwächung der Metropolitane, gemäß der größeren Erbstift bedacht gewesen war und einer jeden gefährdenden Machterweiterung derselben durch das wirksame Mittel einer gänzlichen oder theilweisen Abspaltung einzelner ihrer Gebietsprengel verzagenden suchte, die dann in ein desto engeres Verhältniß zu Rom selbst treten mußten. So wurde um jene Zeit das pommerische Bisthum Ramin

auf elf Jahre der Vöbersetzung des magdeburgischen Erzbischofs entzogen und in ähnlicher Weise hatte schon im Jahre 1213 Innocenz III. plötzlich dem Bischof Albert in seinem Schreiben vom 20. Februar kurzweg angezeigt, „daß er einstweilen bis auf weitere Verfügung seinem Metropolitane Gehorsam zu leisten habe.“

Mit diesem Schritte war man freilich am erzbischöflichen Hofe zu Bremen keineswegs einverstanden und wenn die vorzügliche Gesinnung auch gegen das Verbot des mächtigen Innocenz noch nichts zu unternehmen wagte, so setzte sie doch gleich nach dessen Tode alles in Bewegung, um wieder zu ihren alten Rechten zu gelangen, die sie während fünf und zwanzig Jahre über Violand ausgeübt hatte. Bald wurden nun dem widerspenstigen Albert bei der Verwaltung seiner Kirchenlande die mannigfachen Schwierigkeiten be- reitet, wie sie nur immer gekündete Ehre zu erfinden wiß; bald den Kreuzfahrern, die nach Violand wallfahren wollten, Hindernisse aller Art in den Weg gelegt, um so der römischen Kirche, die damals noch gar sehr des Zugangs deutscher Manner bedurfte, den inneren Lebensnerv zu ver- himmern.

Das alles aber wußte Albert mit leichter Mühe zu be- seitigen. Immer enger schloß er sich den päpstlichen Hofe an und verschickte bei seiner Beleidigung, die er von jener Seite her empfand, laute Klage in Rom zu erheben, was dann auch stets den Bremer Herren die bestügsten Vorwürfe zuzog.

Im Jahre 1219 war die Trennung der bremischen Kirche von Bremen so weit gekommen, daß der Abt Hermann

von Burchard, in Folge seiner Wahl zum Bischof von Opland sich schon nicht mehr, wie sonst in Bremen weihen ließ, sondern die nöthige Weihe beim Erzbischof von Magdeburg nachsuchte.

Zu eben dieser Zeit hatten sich aber auch in Folge der blaischen Intervention des Jahres 1219 die neuen Verwickelungen der heissen Kirche mit jener nordischen Grossmacht vorbereitet. Mit Waffengewalt war hier nichts anzusetzen; jeder Einwand des Bischofs fand taube Ohren bei Waldemar und seiner herrschsüchtigen Gesellin. In dieser drückenden Lage griff daher Albert einen Plan, der ihn schon früher im Geheimen beschäftigt haben mochte, mit neuer Lebhaftigkeit auf: es galt, den Bischofsstab mit dem erzbischöflichen Pallium zu vertauschen, wodurch ihm vollkommene Unabhängigkeit von Bremen und unbedingte Herrschaft über Dänemark wie über Opland gesichert würde. Konnte er diesen Plan beim Papste Gehör verschaffen, und zugleich von ihm erlangen, daß die geistlichen Einnahmen der Dänen wie der Deutschen im neuerebten Opland unter seine erzbischöfliche Vormundschaft gestellt würden, so war allen ferneren hierarchischen Bestrebungen Dänemarks in jenem baltischen Lande vorgebeugt. Das waren die geheimen Wünsche mit denen der rastlose Bischof die heilige Thronstadt betrat.

Aber die Abendsonne seines reichen Lebens verdunkelte in diesem Augenblicke finstres Gemüth, und statt des gehofften Bestandes erwarteten seiner hier die tränklichsten Täuschungen. Fast gleichzeitig mit ihm waren Gesandte

des mächtigen Dänerkönigs in Rom eingetroffen, die sein Mangel unversucht ließen, seine Pläne zu hintertreiben. »Mühselig und väterlich« hörte Honorius die Klagen und Forderungen Alberts an, ohne ihn irgendwie zu helfen, geschweige denn, auf seine Pläne in Bezug auf Estland einzugehen. Denn Waldemar, der fromme Sohn, hatte bereits »sich und sein Reich dem heiligen Peter übergeben«, hatte überdies vom Papste selbst die Zusicherung erhalten, daß alle Eroberungen, die er in Estland machen würde, seiner Kreuze zufallen sollten und die Freundschaft dieses mächtigen Fürsten konnte man unnützlich verachten, nur, um dafür den kleinen böhmischn Böhmer Bischof zu ersetzen zu stellen.

Unverrichteter Sache verließ daher Albert den römischen Hof. Noch eine Zusucht blieb ihm jezt. Vielleicht, daß sein Kaiser Friedrich II. zu bewegen war, ihn gegen Däneschwerm und Dänenküde zu beschützen. Er ist zum Hehenhausen, der so eben, am 22. November vom Papste gekrönt war und sich noch in der Nähe von Rom aufhielt. Er schätkert ihm das Gtad seiner Lage, erinnert ihn, daß seine böhmischen Lande, durch deutsche Kraft erworben, dem deutschen Reiche angehörten. Doch Friedrich konnte ihm nicht helfen. Er hatte dem Papste sein kaiserliches Wort versprochen, schon mit dem nächsten Frühling den hartberängten Christen in Morgenlande zu Hülfe zu eilen, und bevor er nicht das schwere Wort gelöst hatte, war weder der Besitz der reichen unteritalienischen Lande noch seine Kaiserkrone ihm gesichert.

Es schwand auch diese Hoffnung. Es war die letzte.

Kein Mittel hatte Albert unverfacht gelassen, um hier, in diesen ungleichen Kampfe mit dem nordischen Könige die Ehre seiner Kirche, wie seines deutschen Vaterlandes zu wahren. Doch mit erbarmungsloser Härte war ihm ein tragisches Geschick bei jedem Schritte in den Weg getreten. Sein römischer Schutzbefehl hatte ihn verlassen. Sein Kaiser ihn zurückgewiesen. Mit dem erzbischöflichen Stuhle in Bremen war er seit Jahren schuldlos verfeindet. Jede Möglichkeit, jetzt nach Island über Dänisch heimzukehren, war ihm abgeschnitten. Dem Wette, das er selbst geschaffen, dem er mit treuester Sorge zwei und zwanzig lange Jahre vergessenen, trozte Siechthum und Verrecken, denn so eben hatte Waldemar an Dänisch Bürger den Befehl erlassen, nicht eher wieder einen Flüchtling nach Island zu lassen, als bis der Jahr Albert sich mit ihm verständigt haben würde.

Mit schwerer Hand spann Adalg Waldemar die seinen Fäden seiner Politik. Bei jedem Tritte, den der Bischof that, lag sich ein neuer Schlingenknoten zu. Bald war der edle Geist von allen Seiten umgarnet. Kein Rückweg fand ihm offen. Kein Retter wollte nahen, ihn zu erlösen. Ihm blieb am Ende nichts anderes übrig, als sich dem kaiserlichen Gegner in die Arme zu werfen. Darauf nur lauerie Waldemar. Und Albert that den schweren Schein. Etich im Verzuge sein, vollkommen selbstlos hier zu handeln, geht er nach Dänemark. Der treue Bruder Hermann ist sein einziger Begleiter. Sein Plan steht fest: freiwillig stellt er ganz Island nebst dem Ostlande unter dänische

Gehört. Das war groß gehandelt. Das war des Staatsmannes würdig. Man irrt, wenn man ihn nachgiebiger Schwäche oder Kleinmuths zeugt. Ihn stand sein Vaterland höher, als sein eigener Ruhm. Nichts sich auch auf Augenblicke sein Inneres dagegen erlauben, ihm blieb kein anderer Ausweg, um seinen Arm und seinen Geist der baltischen Gemeinde zu erhalten. Durch diesen Schritt erwarb er sich die ungehinderte Rückkehr.

Vielleicht aufrichtig, vielleicht im Stillen auf den Stolz und Muth der Selten bauend, hatte Albert jedoch bei der Verhandlung mit dem Könige als Vorbehalt sich ausbedungen, daß es zur Ausführung des Vertrages der Einwilligung der Rikter, Iren, Leuten und der gesammten dortigen Geküchtheit bedürfe. Darauf war Waldemar bereitwillig eingegangen. Hatte er doch nicht erreicht, als er je mit aller Kühnheit hatte hoffen dürfen, zu erlangen. Schon im folgenden Jahre sandte er den Ritter Genschall nach Riga, der in des Königs Namen Verstand übernehmen und aller Orten die neue dänische Verwaltung einführen sollte.

Hier aber waren inzwischen gewichtige Dinge vorgefallen. Gleich nachdem Albert in seinem treuen Riga angelangt war, hatte sich die Kunde von dem Vertrage mit dem Könige durch das ganze Land verbreitet und überall die größte Mißstimmung und Erbitterung hervorgerufen. Der Gedanke, daß man den Feind des Bischofs künftig als Oberherrn anerkennen solle, war allen Deutschen unerblicklich. Einstimmig erklärte die gesammte Geküchtheit

nebst den Bürgern, den fremden Kaufleuten, den Indern und den Letten, daß sie eher das Land verlassen würden, als dem Dänen huldigen.

In Alberts Seele erwachten neue Hoffnungen, die sich bald noch glänzender erhoben. Denn während so in Dänemark das ganze Volk dem Bischof die untrüglichen Beweise der Treue und Huldsgläubigkeit gab, trafen plötzlich Boten vom dänischen Erzbischof Andreas in Riga ein mit der Nachricht, die wilden Döselaner hätten ihn vierzehn Tage lang in Kusal belagert und ihn so viel Leiden ansehn lassen, daß er der Feinde kaum habe Herr werden können. Man sehe dort ein, daß man eilig mit den Rigaern zusammenhalten müsse, um den Esten, Russen und anderen Nachbarn widerstehen zu können. Wenn sei er bereit, den Dänländern ihre alte Freiheit zu lassen, wenn sie ein Bündniß mit ihm schließen wollten. Daraus ging Albert willig ein. Durch die Macht der Umstände wie durch den Gesammtheilen seines Volkes war er jeder weiteren Verpflichtung gegen Waldemar enthoben. Als daher im folgenden Jahre 1221 der Ritter Gottschalk in Riga erschien, wollte dort Niemand etwas von dem künftlich dänischen Bevollmächtigten wissen. Unverrichteter Sache schied er sich bald zur Heimfahrt an; fand unter dem aufgebrachtsten rigischen Volke nicht einmal einen Steuermann, der ihn über die Laffer geleiten wollte. Selbst Könige aber mochte er nach seiner eublichen Ankunft eine so getreue Darstellung von der Stimmung in den baltischen Landen machen, daß diesen alle daß verging, sich

die Herrschaft über Livland und seine bürgerlichen Bewohner zu erlangen. Denn als Waldemar im Jahre 1222 auf der Insel Dösel, wohin ihn eben damals neuer Unternehmungseifer geführt hatte, mit dem Bischof Albert zusammentraf, um hier die streitigen Angelegenheiten zu besänftigen, wagte der König an dem Vertrage, den Erzbischof Andreas ohne sein Vorwissen mit den Rikarten abgeschlossen hatte, nichts zu ändern, bestätigte den Livländern ihre Freiheit und Unabhängigkeit und mußte sich sogar dazu bequemen, die Herrschaftsrechte des deutschen Bischofs und des Ordens im ganzen Süden des Esthlands in Saarela und Ragannien anzuerkennen.

Nur der Norden und Westen, die Provinzen Jernmen, Wirrien, Garrien, Kural, Kotalien und die Insel blieben in des Königs Händen.

V.

Während von Dänen wie von Deutschen mit schrankenloser Willkür das Joch der Knechtschaft über die Bewohner dieser Länderstrecken geworfen wurde und nur mit Mühe sich die Herrschsucht jener fremden Krieger hinter dem »Heiligenscheine der Religion« verbarg, gährten Haß und Rachelust fort und fort in allen Tiefen des kräftigen estnischen Rationalcharakters und noch einmal erhab sich jetzt aus dem Dunkel ihrer Wäldungen und Berge und von den Höhen ihrer Felsen der unheimliche Wafentuf zum Befreiungskampfe von dem Joch der Fremden.

Den Anlaß zu dieser neuen Bewegung gaben die Bewohner der Insel Desel. Dort hatte Waldemar vor seiner Abreise ein festes feineres Schloß auführen lassen. Eine starke Besatzung war hineingelegt. So hoffte der König die Ruhe auf der weiten Insel aufrecht erhalten zu können. Aber kaum war er mit seinem Gefolge in See gegangen, so unternahmen die Deselaner einen wilden Angriff auf die verlassene dänische Zwingsburg. Ihren Feinden selbst hatten sie die Kunst, Warfmaschinen zu bauen, abgesehen

und bald wußten sie dieselben mit so gutem Erfolge anzuwenden, daß die eingeschlossenen Dänen sich bereit erklärten, die Feste und die Insel zu verlassen, wenn man ihnen freien Abzug gestatten wolle. Hierauf gingen die Döbeleraner ohne Weiteres ein. Die Dänen verließen die Feste, eilten zu ihren Schiffen und setzten damit nach Arenal über. Die heidnischen Sieger aber fielen über das Schloß her und verwüßten dasselbe bis auf den Grund. »Kein Stein blieb auf dem andern.«

Dieser unerhoffte Sieg ward das Signal zu einem allgemeinen Aufstande des Ostmollens. Aller Orten fielen sie plötzlich über ihre christlichen Vorgesetzten her. Auf dem Schlosse Helsing, was die Sacralaner und Schwerdtbrüder gemeinschaftlich besetzt hielten, wurden die Ritter an einem Festtage, da sie eben die Messe begonnen hatte, in der Kirche überfallen, in Ketten geworfen oder niedergehauen. Die mit dem Blute der Ritter gerötheten Schwerter senden die Opfer als Siegeszeichen den Ungarn nach Dorpat, um diese zu gleichen Thaten anzureizen. In Jernön martern sie den dänischen Voigt nebst seinen Leuten zu Tode. Die auf den christlichen Kirchhöfen ruhenden Leichen ihrer Stammesgenossen scharrten sie auf, um sie, dem heidnischen Gebrauche der Väter gemäß, nachträglich noch im heiligen Feuer zu verbrennen. Ihre Wohnungen aber leerten sie mit Wasser und Besen aus, um jede Spur des verhassten Christenthumes abzuwaschen.

Schon sind ihre Boten auch nach Reogared abgegangen, um Schutz und Hülfe zu fordern. Bald rückt ein Heer

von dort in Estland ein. Jellin, Otenspl und Deepat werden von den Russen besetzt und in den Fürstenthümern Sudal und Pleßkau wird ein anderes Heer von 20000 Mann bereit gehalten, um jeden Augenblick den Esten zu Hülfe eilen zu können.

Die Schnelligkeit mit welcher alles dies ins Werk gesetzt wurde, machte es den Deutschen unmöglich, trotz der Erschütterung, welche in Riga wie im ganzen Ekenlande herrschte, sogleich mit starker Waffenmacht gegen die Aufwührer einzuschreiten. Das Jahr 1222 verlief daher unter kleinen Gefechten an der Grenze zwischen den Esten und Wäthern. Als aber im folgenden Jahre die Heide, durch diese Zügerung sehr gemacht, sich immer weiter ins Ekenland hineinzog, und immer neue Kunde von ihrer Verwogenheit nach Riga gelangte, da stundte man auch hier nicht länger. Rasch griffen Alle jetzt zu ihren Waffen, nach ihren Söhnen, Brod und Kleidern und zu Pferde und zu Fuß zogen nun die Schwertbrüder, Pilger und Kaufleute sehr Eken und Wäthen in hellen Haufen gen Norden. Jellin wird umstellt. Nach vierzehntägiger Belagerung muß sich die Besatzung ergeben. Die gefangenen Esten nehmen wieder die Tausche an, die Russen aber erhebt man vor der Burg zur Strafe für ihre dienstfertige Bundesgenossenschaft.

In den dänischen Besitzungen hatte jedoch mittlerweile die Bewegung eine immer gefährlichere Gestalt angenommen. Die Fürsten von Sudal und Pleßkau waren mit gewaltigen Heeresmassen vor Arenal gerückt und obgleich sie sich

nach einer vierwöchentlichen vergeblichen Belagerung wieder zurückgezogen hatten, so war doch dadurch den Esten in den umliegenden Landtheilen Zeit gegeben, um jetzt mit frischer Kraft gegen ihre Herren loszubrechen.

Eingedenk des Vertrages, welchen Albert mit dem Erzbischof geschlossen hatte, brauchten daher noch um Weihnacht die Ritter nach Hartien auf, wo sie auch bald vom Bistum begünstigt, den Dänen zeigten, daß nur ein fester Anschluß an die Deutschen im Stande wäre, ihnen den Besitz im baltischen Lande zu sichern.

So ging man unter blutigen Kämpfen in das Jahr 1224 hinüber, das den Waffen der Deutschen noch glänzenderen Ruhm als das vergangene Kriegsjahr verliehen sollte. Denn treiben in Ungarn am Einbachflusse hatte die vereinte Macht der Feinde noch die feste Burg zu Dorpat inne und um dieses Hauptbollwerk des estnischen Heidenthums endlich für alle Zeit mit einem kühnen Schlage zu vernichten, erließ der Bischof Albert jetzt durch das ganze Livland so wie nach allen Rittersburgen das Aufgebot zu einer neuen Heerfahrt gegen Ketten. Mit unermüdlichem Eifer kam man seinen Befehlen nach. Circa gegen Anfang des Monats August waren die Rüstungen vollendet, und bei dem bekannten Sammelplatze an den Ufern des Nigernee, des heutigen See Purienod trafen von nah und fern die Hatten der Deutschen, Litven und Letten zahlreich ein. Albert selbst erschien dort mit der gesammten höheren Geistlichkeit um nach gereifter Weise in einem allgemeinen Kriegsrathe den Plan zu dem bevorstehenden Feldzuge zu entwerfen.

Nachdem die Veräthungen vollendet waren, und man die nöthigen feierlichen Handlungen vorgenommen hatte, setzte sich der Vortrab des Heeres in Bewegung, wie es scheint, um Lebensmittel einzutreiben und die Verköstlichkeiten anzukaufschaffen. Ihm folgte bald die eigentliche Hauptmacht und mit dieser zog Albert am Tage Mariä Himmelfahrt, am 15. August, in die weiten Ebenen ein, welche die stolze Eßenburg von allen Seiten umgeben.

Ohne Schonen wird hier der Lagerplatz abgemessen und während ein Theil des Heeres an den Zelten und Ställen arbeitet, ist schon ein anderer Theil in die benachbarten Wäldungen abgeschickt, um Holz zu fällen zum Bau der großen Patheellen, Sturmgeschütze und Sturmwinkel und anderer Warfgeschütze und Belagerungsmaschinen, die man auf dem weiten Marsche nicht mit sich hätte führen können. Die meiste Sorgfalt verwandte man aber gleich anfangs auf die Errichtung eines beweglichen, hölzernen Thurmgerüsts, welches in gleicher Höhe mit den Ringmauern der feindlichen Burg aufgeführt werden mußte, um dann nach Klammersitte, die Vertheidiger im Innern der Feste wirksamer und sicherer beschiefen zu können.

Au ein Beremen der Thore und Festungsmauern mit Sturmmaschinen und Mauerbrechern, wie man sie noch in damaliger Zeit auch nach dem Vorbilde der kriegslustigen Alten anzuwenden pflegte, war nämlich wegen der hohen und steilen Lage der Burg nicht zu denken. Göt war nichts anderes zu machen, als von der Ebene aus die Eschleudermaschinen und von der Höhe des Thurmes die Bogen-

nach einer vierwöchentlichen vergeblichen Belagerung wieder zurückgezogen hatten, so war doch dadurch den Eimen in den umliegenden Landschaften Zeit gegeben, um jetzt mit frischer Kraft gegen ihre Herren loszubringen.

Eingedenk des Vertrages, welchen Albert mit dem Erzbischof geschlossen hatte, brauchten daher noch um Weihnacht die Ritter nach Garriton auf, wo sie auch bald vom Bischof begünstigt, den Dänen zeigten, daß nur ein fester Aufschluß an die Deutschen im Stande wäre, ihnen den Besitz im baltischen Lande zu sichern.

So ging man unter blutigen Kämpfen in das Jahr 1224 hinüber, das den Waffen der Deutschen noch glänzenderen Ruhm als das vergangene Kriegsjahr verleihen sollte. Denn dreien in Ungarnien am Einbachtflusse hatte die vereinte Macht der Heinde noch die feste Burg zu Dorpat inne und um dieses Hauptbollwerk des estnischen Heidenthums endlich für alle Zeit mit einem kühnen Schlage zu vernichten, erließ der Bischof Albert jetzt durch das ganze Hochland so wie nach allen Ritterburgen das Aufgebot zu einer neuen Heerfahrt gegen Norden. Mit unermüdlichem Eifer kam man seinem Befehle nach. Etwa gegen Anfang des Monats August waren die Rüstungen vollendet, und bei dem bekannten Sammelplatze an den Ufern des Wisigerme, des heutigen See Purtenack trafen von nah und fern die Hotten der Deutschen, Eimen und Letten zahlreich ein. Albert selbst erschien dort mit der gesammten höheren Geistlichkeit um nach gewohnter Weise in einem allgemeinen Kriegsrathe den Plan zu dem bevorstehenden Feldzuge zu entwerfen.

Nachdem die Vorarbeiten vollendet waren, und man die üblichen feierlichen Handlungen vorgenommen hatte, setzte sich der Vortrab des Heeres in Bewegung, wie es scheint, um Lebensmittel einzutreiben und die Ortögelegenheit auszukundschaften. Ihm folgte bald die eigentliche Hauptmacht und mit dieser zog Albert am Tage Mariä Himmelfahrt, am 15. August, in die weiten Ebenen ein, welche die stolze Gienzburg von allen Seiten umgaben.

Ohne Zäumen wird hier der Lagerplatz abgemessen und während ein Theil des Heeres an den Zelten und Ställen arbeitet, ist schon ein anderer Theil in die benachbarten Wäldungen abgeschickt, um Holz zu fällen zum Bau der großen Batterien, Sturmschweine und Säuremigel und anderer Warfgeschütze und Belagerungsmaschinen, die man auf dem weiten Marsche nicht mit sich hatte führen können. Die meiste Sorgfalt verwendete man aber gleich anfangs auf die Errichtung eines beweglichen, hölzernen Thurmgerüsts, welches in gleicher Höhe mit den Ringmauern der feindlichen Burg aufgeführt werden mußte, um dann nach Künstsitte, die Verteidiger im Innern der Feste wirksamer und sicherer beschließen zu können.

Au ein Veremmen der Thore und Festungsmauern mit Sturmmaschinen und Mauerbrechern, wie man sie noch in damaliger Zeit auch nach dem Vorbilde der kriegslustigen Alten anzuwenden pflegte, war nämlich wegen der hohen und steilen Lage der Burg nicht zu denken. Hier war nichts anderes zu machen, als von der Ebene aus die Schleudermaschinen und von der Höhe des Thurmes die Vogen-

schützen wirken zu lassen, um so weiter im Innern der Feste die größtmögliche Vermüstung anzurichten. Waren dann die Vertheidiger von den Festungsmauern verschacht, so konnte man einen Sturm mit Leitern wagen.

Während voller acht Tage wird unaufgehoht an der Errichtung des Thurnes gearbeitet. Die größten und stärksten Blume werden zusammengeklammert, um ihm die gehörige Festigkeit zu geben. Denn im Jahre 1212 war es bei der Belagerung der kaiserliche Theresia vorgekommen, daß ein solches Gerüste durch einen heftigen Windstoß zertrümmert war, und der Fall machte den Deutschen noch wohl Erinnerung sein.

Endlich ist der riesige Bau fertig. An einer geeigneten Stelle wird der Festungsgraben mit Haschinen und Heliwerf ausgefüllt, der Thurn, über diese Brücke weg, hart an den Fuß des Bergberges gestellt und nun Tag und Nacht gegraben und geschauvelt, um die eine Seite des Berges abzutragen und das hohe Thurngerüste mit seinen muthigen Bogenschützen immer tiefer in diese Ausbuchtung hinein allmählich bis dicht an die Festungsmauern zu bringen.

In gleicher Zeit arbeiten aber auch unaufhörlich die Pathereilen und anderen Wurfgeschütze und während die größten Bogenschützen der Russen manch' tödtlichen Pfeil in das Lager der Deutschen senden, schleudern diese von allen Seiten mit Hülfe ihrer großen Maschinen Steine, glühende Eisenküde und Töpfe, die mit brennbarem Stoffen angefüllt sind, in das Innere der Festung.

Es verstrich eine lange Zeit. Ganze Tage hindurch wurde ohne Unterlaß gekämpft, und wenn es dann zu dunkeln begann, und das Kriegsgeräusch allmählich verstummte, dann erhob sich auf der weiten Ebene wie innerhalb der Gießburg ein anderes Toben und Lärmen. Bei dem hellen Scheine der Lagerfeuer erschall dann die kriegerische Musik der Deutschen. Das lustige Pfeifen und Hölzenspiel begleiteten die dumpfen Töne ihrer Pauken und schienen den müden Krieger zu neuen Thaten beleben zu wollen. Und während die Eizen und Ketten ihre wilden Waffenspiele aufführten und dabei mit den Schwertern gegen ihre Schilde schlugen, schmetterten von Dorpat herüber die Kriegstrompeten der Russen weithin durch die Stille der nordischen Nacht, als ob sie dem Feinde zeigen wollten, daß ihr Muth noch ungebrochen sei.

Kein Ende des Kampfes war hier abzusehen. Wohl rückte der Thurm immer näher an die Heße heran aber auch die Eizen und Russen ließen es an mannhaftem Widerstand nicht fehlen und mit den Schleudermaschinen, die sie in Jellin und Odenburg von den Deutschen erbeutet hatten, mußten sie aufs sicherste und erfolgreichste umzugehen.

Endlich traten die Belagerer zu einem neuen Kriegsrathe zusammen. Einer ihrer vornehmsten Führer Freiherrn von Poth rath, nicht länger zu zögern, sondern einen allgemeinen Sturm zu wagen. Der Vorschlag findet Beifall. Schon der folgende Morgen wird zur Ausführung desselben angesetzt. Mit der neunten Stunde soll der Sturm beginnen.

Der Tag bricht an. Die Frühmesse wird abgehalten. Der Augenblick der Entscheidung naht.

Zufällig haben im Laufe der Nacht die Oesterreichler große Kaskaden getroffen, um das Thurngerüste der Deutschen in Brand zu setzen. In die Festungsmauer ist eine weite Oeffnung gemacht, durch die sie unaufhörlich Feuerbälle und trockne Holzbündel auf den feindlichen Bau schleudern. Aber dessen haben die Vertheidiger sich bereits versehen. Mit großer Behändigkeit treffen diese die nöthigen Vorkehrungen zum Löschen, wo das Gerüste Feuer gefangen hat, und vernichten die gefährlichen Käder. Winkler, welcher hat ein anderer Theil des Belagerungsheeres sich einer Festungsbrücke genähert, um diese in Brand zu setzen, was aber die Wache vom Thor aus zu verhindern sucht. So war die Besatzung der Burg nach verschiedenen Seiten hin beschäftigt.

Da plötzlich schwingt sich ein Ritter, den günstiger Augenblick benutzend, auf die Sturmlichter. In der einen Hand hält er hoch oben Feuerbrand als Zeichen für die Scharen; die andere hat er frei, um über den Wall zu klettern. So ist des Bischofs eifriger Bruder, Johann von Burghöfen, auch von Appellern genannt. Sein Knappe Peter Ogus ist der Erste, der seinem kühnen Herrn folgt. Bald haben Beide die Bergeshöhe erreicht. Nun folgt die übrige Schaar der Deutschen nach. Von allen Seiten werden Sturmlichter angezündet. Die Einen klettern über die Mauern, die Andern bringen durch die weite Oeffnung, die nächst von den Oestern selbst gemacht war.

Schon haben auch die Livon und Letten zu stürmen begonnen. Innerer neue Hotten langen drohen an. Im Innern der Feste entspinnt sich mühselvolle ein blutiger Kampf. Schonungslos wüthet hier das deutsche Schwert. Von den schweren Tönnen der Ritter durchbohret fast mancher tapfere Ose. Am längsten widerstehen die Russen. Endlich weichen auch diese und suchen durch rasche Flucht zu entkommen. Aber die Feste ist rings von allen Seiten umstellt. Auf der Ebene angekommen werden die Flüchtenden von den Wachen niedergeschauen. Mehr als vierhundert Russenlichen bedecken das Blachfeld. Unter den Gefallenen fand man auch die Leiche Wschelawsk, jenes treulosen Fürsten von Kolenois, der lange Jahre mit schuldbeladenem Herzen fern von der Heimath zugebracht, um hier in Derpat, wo er so eben mit neuem Herrscherglanze als Statthalter Novgorods sich umgeben wollte, dem rächenden Geschick zu erliegen. Die Feste selbst ward allgemeiner Plünderung preisgegeben und dann in Brand gesetzt.

Nur ein Mann, sagt die Chronik, ein Vasall des Fürsten von Sudbal, blieb von der ganzen mähnschen Besatzung am Leben. Dem schenken die Ritter seine Freiheit und gaben ihm nebst seiner Rüstung einen tüchtigen Knecht, damit er in die Heimath eilen und seinem Herrn, so wie in Novgorod und in allen Russenlanden erzählen könne was geschehen sei. Dort freilich mochte Einer die Botschaft von noch trübem Kriegsgeschick haben: Am 31. Mai desselben Jahres 1224 war in den Tuiperschenen die wellfamtige Völkerschlacht am Ralkafluß geschlagen, wo

„zehntausend Edle Kienö wußt seinen ihren Fürsten und siebenzig der ersten Ritter“ von den asiatischen Herden Dschingisland vernichtet waren. Das Russenreich stand am Vorabend einer langen Nacht von Trübsal und Erniedrigung, die bald mit der Barbarei und Herrschaft der Mongolen aus den Steppen Jauerasiens hereinbrechend sich während von Jahrhunderten über die weiten Ebenen Sibiriens lagerte.

Der eigliche Bischof aber zog siegesdrat von dem zerstörten Despal mit seinen Mannen nach Island heim. Ungarnien war wieder in der Hand der Deutschen. Im ganzen Eupralande herrschte ringum tiefe Ruhe. Durch einen sechsundschrigen Krieg war endlich die letzte Kraft des Volkes gebrochen, das nimmer wieder sich zu erheben wagte. Nach Rußland schien zum Frieden hinzuziehen. Bald trafen die Gesandten Krogorods und Pleckinos in Niga ein, um sich mit Albert zu verständigen und Friedensverträge mit ihm einzugehen. Die Dänen aber saßen rath- und hilflos da, seitdem ihr König Waldemar Jahres zuvor in jener sechsten Maienacht, vom Grafen Heinrich von Schwerin, den tiefgekränkten Vasallen, nach einer stöhnlichen Jagdpartie auf der Insel Lyde, unweit Hühnen, plötzlich aufgehoben war und nun noch immer, trotz aller Einsprüche, die vom römischen Hofe gegen diese tolle That geschehen, auf Dänemarks festen Bergschloße seine Tage in trüger Hast hinschlappen mußte. Schon wenige Monate früher hatte auch der Erzbischof Andreas, schwer krank, von seinem theueren Real Abschied genommen, um, tief-

gebeugt, verlustig seiner hohen Würden, dahin in thätigster Weise sein Besten zu beschließen.

Von keiner Seite gehindert begannen daher jetzt die Deutschen sich von Neuem in dem wiedererlangten Besitze herrschaftlich einzurichten. Den tapferen Schwerkämpfern war bereits als wohlverdienter Kampfspreis ein Theil der Provinz Waiga am Peipussee nebst dem ganzen Lande der Sacalaner zugesallen. Jellin ward stärker als zuvor besetzt und prangte fast neben Wenden und Segewold als dritte Burg des stolzen Ordens. Ungenau räumte Albert seinem Bruder Hermann ein, dem Vielgeprüften, der nach vier Jahre langem Harren jetzt endlich sich mit voller Kraft dem nordischen Völkerkriege weihen durfte. Derpat erkor er sich zu seinem Bischofssitze, und dort auf jenem Berge, der noch so eben der Schauplatz wilden Kampfes gewesen war, stieg rasch als Friedenszeichen für das ganze Land des Bischofs Kathedrale in voller Majestät empor. Das Domcapitel ward eingerichtet. Vier und zwanzig Dorfschwestern zehnten dem neuen Bisthume. Alles übrige Land vertheilte Hermann unter seine Priester, die er mit sich geführt hatte und unter die vier deutschen Ritter Johann von Dolm, Helmold von Lüneburg, Engelbert von Tiefenhufen und seinen Bruder Dietrich von Dürhörden, die als Lehensmänner der baltischen Kirche verpflichtet wurden, Oben und zu besetzen und mit starker Waffennacht zu besetzen. Auch der Theil des Waigalandes, der nicht dem Orden zugesallen war, kam unter die Herrschaft dieses neuen Sprengels. Einen andern

Bischofsitz hatte Albert schon früher im Westen Estlands zu Reval eingerichtet. Ein dreiter ihm untergeordneter Bischof endlich leitete seit dem Jahre 1218 die geistlichen Angelegenheiten im Lande der Semgallen. Für seine eigliche Kirche selbst nahm Albert die Strandbrook im Nordwesten Estlands in Besch. So waren die Verhältnisse in den deutschen Besitzungen überall geordnet.

Den Dänen ließ man Koral, Kotalien, Hattien, Wierien und Jernow. Hier aber bereiteten sich schon neue Bewegungen vor, die bald zur völligen Schwächung der dänischen Herrschaft führten.

Das hohe Ansehen, zu welchem die eigliche Kirche nach der Bezwingung Estlands im ganzen Norden gelangt war, hatte um eben diese Zeit den Papst veranlaßt, einen Legaten nach Island zu schicken, der ihm genaue Kunde über die dortigen Zustände verschaffen sollte. Mit dieser Sendung war der römische Kanzler, Bischof Wilhelm von Modena, betraut worden. Schon im Jahre 1225 langte der hohe Kirchenfürst in Riga an. In Begleitung Alberts hielt er alsbald von hier aus einen Umzug durch das ganze Land, ermahnte aller Orten die neuen Gemeinden zur treuen Abhängigkeit an den christlichen Glauben, ordnete die Ortsverordnungen, die noch zwischen Geistlichen und Orden bestandenen und begab sich dann nach Riga zurück.

Raum ist er hier eingetroffen, als man vernimmt, daß neue Feindseligkeiten zwischen Dänen und Deutschen im Norden Estlands ausgebrochen seien. Zur Gerichtszeit war

eine Schaar deutscher Ritter ins dänische Wirtien eingefallen, wie es hieß „auf Bitten der Stammesältesten“ der dortigen christlichen Bevölkerung, hatte sich der römischen Provinz bemächtigt, alle festen Plätze in Besitz genommen und die früheren Herren aus dem Lande gejagt.

Fürwahr ein Unternehmen seltener Kühnheit, das, vor den Augen des päpstlichen Gesandten ausgeführt, nicht ungeahndet bleiben konnte. Und trefflich wußte der Legat nicht nur das Ansehen seines Herren hier zu wahren, sondern den ganzen Vorfall sogleich zum Nutzen der römischen Curie auszunutzen. Kraft seiner Vollmacht befahl er jenen deutschen Rittern, Wirtien in seine Hand zu übergeben und sollte, um weiteren Aufhebungen vorzubeugen, die dänischen Lande Harnen, Jernven und Rodallen auf unbestimmte Zeit unter die unmittelbare Verantwortlichkeit des Papstes. Weber die Dänen noch die Deutschen wagten dagegen etwas einzumwenden. Die Predigten wurden von ihnen geräumt, der Legat sandte seine Leute und seine Priester dorthin und ein von ihm ernannter geistlicher Statthalter übernahm nun die Verwaltung jener Lande.

Bei dem ganzen Handel stand der Däne sich am schlauesten, denn ihn blieb jetzt in Ostland nur noch die feste Regel.

Das geschah im Laufe des Jahres 1223. Im Weihnacht sah Waldemar nach einer Gefangenenschaft von zwei und einem halben Jahre sein Dänemark wieder. Er hatte endlich dem Grafen Heinrich von Schwerin nach langwierigen Unterhandlungen alles Verlangte zugesandt,

um sich der unerbittlichen Fesseln zu entladen. Die Opfer, die er für seine Freiheit eingesetzt, wegen freilich schwer, jedoch nicht minder schwer die anderweitigen Verluste, von denen während der langen Haft des Königs die Dänemacht getroffen war. Das junge Lübeck hatte ihrer Herrschaft sich entzunden. Auf alle deutschen Reichsländer zwischen Oder und Elbe nebst den Slavenländern hatte Waldemar verzichtet müssen; so wollte es der „schwarze Graf“. Nachträglich sollte er diesem noch ein Lösegeld von 45000 Thlr. auszahlen. Und zu alle dem Ostland, sein schönes baltisches Besitzthum — vom Papste selbst ihm jetzt entzissen! Das war zu viel für Waldemars stolzes Herz. Noch schloß er sich Rausch genug, um mit dem Schwerte widerzugewinnen, was ihm des Schicksals Raub geraubt. Ein Heer ward ausgerüstet. Den Norden Deutschlands wollte er zuerst die Fäden seines Armes fühlen lassen. Doch auf der sandigen Ebene bei Bornhörd in Holstein, wo zu den Herren des Grafen Heinrich und des Sachsenherzogs die Lübecker unter ihrem Bürgermeister Alexander von Sellmetel gestanden waren, traf den Dänenkönig am 22. Juli des Jahres 1227 noch einmal die volle Ungunst des Schicksals. Sein Heer ward aufgerieben. Er selbst verwundet, entkam nur durch Zufall einer abermaligen Gefangenschaft. Und neue Trübsal walzte sich über sein schönes Inselreich.

Das sah gleichzeitig Areal, die letzte dänische Besatzung im Ostlande verloren ging, mochte den schwer gezeugten Fürsten kaum berühren. Uebrigens lag hier die Schuld

an den Dänen selbst und unbegreiflich war der Uebermuth, mit dem sie den Befehlen des römischen Regenten entgegenzutreten wagten. Als nämlich kaum die erste Kunde von Waldemars Befreiung aus der Dannenberger Haft in Hecval angelangt sein konnte, regte sich dort plötzlich wieder der alte Kriegsmuth in den Dänen und rasch ward jetzt ein Einfall in dieselben Lande unternommen, die sie so eben freiwillig dem päpstlichen Gesandten übergeben hatten. Ward hierdurch schon der Bischof Wilhelm von Hedera verstimmt, so war das nächste Unternehmen der Dänen noch weniger geduldet, sie mit dem heiligen Herrn zu veröhnen. Denn um die Deutschen am weiteren Vordringen und an der Ausbreitung ihrer Herrschaft in den baltischen Landen zu verhindern, schickten die Dänen bald darauf einen Gesandten an den Ordensmeister der Schwertbrüder, der diesen »im Namen des Papstes« befohl, sich für die nächste Zeit aller Feindseligkeiten gegen die Heiden zu enthalten. Als man aber die päpstliche Vollmacht dieses Gesandten prüfte, fand sich, daß sie verfälscht war. Das freilich hieß, das Oberhaupt der Christenheit wisse freche Verhöre. Dem Papste selbst erging jetzt die Aufforderung an die Deutschen, sich Hecval zu bemächtigen und die Dänen zu vertreiben. Rasch kam man dem hohen Befehle nach. Die Feste ward genommen. Die Besatzung erhielt freien Abzug. Der letzte Rest der Dänkeherrschaft im Ostlande war vernichtet.

Während sich so das Glück den Deutschen im ganzen baltischen Norden immer günstiger erwies, zog ihr Kaiser

Friedrich II. in Unteritalien umher, beladen mit dem Namen des Papstes.

Noch immer hatte er den längst versprochenen Kreuzzug nicht unternommen. In S. Germano hatte ihn Honorius als letzte Frist den August des Jahres 1227 gestellt; war er dann nicht abgesegelt, so sollte ihn der Bannfluch treffen. Darauf war Friedrich eingegangen. Doch immer neue Schicksalsschläge häuften sich vor ihm; die nöthige Mannschaft war nicht aufzubringen. Das Jahr brach an und noch waren die Rüstungen nicht vollendet. Im Zöllen mochte Friedrich auf die bekannte Milde des Papstes bauen. Aber am 18. März starb Honorius. Ihn folgte Gregor IX., der mit neuen Drohungen den Hohenstaufen an sein Versprechen mahnt. Wohl schreit jetzt Friedrich seine Mäthe. Immer neue Krieger ziehen ihm zu nach Brundisium. Aber Hitze und Seuchen löstern rasch ihre Reihen. So geht der August zu Ende. Die Frist ist abgelaufen. Noch verläßt den Kaiser die Hoffnung nicht. Er will nicht wortbrüchig vor dem starrten Papst erscheinen. Anfangs September schifft er sich ein. Doch kaum in See, erkrankt er und muß eilen, die Küste wiederzugewinnen, um in den Bädern von Pagnoli sich herzustellen. Das hält Gregor für eine Lüge. Seine Geruch ist erschöpft. Am 29. September erfüllt er ungerechter Weise seine Drohung. Deutschlands Kaiser ist im Bann.

Nochte der Schmerz über diese Ereignisse im deutschen Reiche ein getheiltes sein, unter den halsstarrigen Deutschen magten sie diese Enttäuschung hervorgerufen. Denn hier waren

eben damals die Beziehungen zum Vaterlande und zum
 Hochstiftsausschusse enger als jeher geknüpft und von dem
 Kaiser wie von seinem Sohne Heinrich, der während des
 Vaters Minorität zum deutschen Kaiser erwählt war,
 hatten zu wiederholten Malen der Bischof und der Orden
 jener nettischen Niederlassung die unabweisbarsten Beweise
 hoher Huld und Anerkennung erhalten. Hatte auch Hei-
 rich, den ganz zu verstehen, weder die Minorität noch die
 spätere Jahrhundert vermochten, hatte er auch im Jahre
 1220, durch die Maße der Verhältnisse gedrängt, dem
 treuen Bischof Albert für den Augenblick jede Hilfe ver-
 sagen müssen, das deutsche Völkchen hielt er dennoch fest im
 Auge. Inmitten der lombardischen Kämpfe und Wirren
 des Frühjahr 1226 beräth er sich in Parma mit dem zu
 ihm gesandten lübecker Domherrn Johann Bolfarsen und
 zweien anderen Bürgern jener deutschen Stadt über die
 baltischen Verhältnisse und bestätigt von Italien aus in
 einem kaiserlichen Briefe dem Ordensmeister der Schwert-
 brüder für alle Zeiten die Herrschaftsrechte in den Län-
 dern, die diesen neuerdings vom Bischof waren eingeräumt
 worden. Wenige Monate früher hatte bereits sein künig-
 licher Sohn dem wohlverdienten Bischof Albert und dessen
 Bruder die deutsche Reichsfürstenthümlichkeit friedlich von Aden-
 berg aus zuerkannt. In dem bedrängnißvollen Jahre 1227
 befehlt dann Heinrich durch das ganze deutsche Reich,
 daß Niemand bei Strafe von fünfzig Mark seinen Goldes
 den Orden in seinen Grenzen heimsuchen solle. Und
 Jahre darauf am 1. Juli schenkt König Heinrich dem

Ordern das so eben eroberte Areal, nebst Jernsen, Harnien und Wirren.

Das waren freilich keine Thaten; es gab nur pergamentne Heise, die bald verblühen und vergessen sind. Und aber blieben es werthvolle Zeichen einer längst geschwundenen großen Zeit, wo noch ein festes Band das deutsche Völkchen mit der deutschen Heimath einte, wo sich das Nationalgefühl der Deutschen an solchen Höhenstufenstämme mächtig emporstreckte, und wo ein Kaiser über und gehet, der verfolgt vom Unglück und vom Neide zahlloser Feinde, es dennoch keinen Augenblick vergaß, was er den Namen Barbarossa, was er den Ruhme und der Ehre seines Volkes schuldete.

Von allen Gaben aber, die in jenen Tagen edler Begeisterung der Genies Deutschlands seinen ges. Norden zehenden Söhnen als theures Kleinod anvertraute, ist neben deutscher Einte, Thatkraft, Frömmigkeit und Treue als köstlichste Kräfte das deutsche Recht zu nennen, das eben damals, um das Jahr 1228, in dem Sachsenpiegel vereinigt, auch dem baltischen Völkchen anvertraut wurde und hier gar bald nach allen Seiten tiefe Wurzeln schlug. Die gaben für die kommenden Jahrhunderte dort im Norden dem deutschen Wesen Kraft und immer neues Leben.

Wohnte jetzt auch König Waldemar im Jorne über den Verlust von Areal, dem Sitze der Kreuzfahrer, der sich so lange Zeit von Deutschland aus befruchtend über die baltischen Lande ergossen hatte, Gemüthe aller Art entgegen, schon war das deutsche Wesen im ganzen Völk-

wie im Ostenlande kräftig emporgetrieben und trotz mancher Eitrigkeiten zwischen Geistlichkeit und Orden doch stets geduldet, sobald es galt, den Gegnern ihres Glaubens und dem äußeren Feinde mannhaften Widerstand zu leisten. Auf seinen Burgen an dem Dänawstrande, so wie auf Wenden, Segewede, Hellsin, Obemä, Treiden, Dorpat übte der Ritter sich als deutscher Mann und als Beherrscher des bezwungenen Landes. Schon waren seit der Erbauung Dorpats neue Thaten vollführt. Durch einen Winterfeldzug des Jahres 1227 war die Insel Oesel erobert und für das Christenthum gewonnen. Bald darauf hatten die Ritter einen glänzenden Sieg über die Litthauer errungen. Bei allen umwohnenden Völkerschaften erhielt der deutsche Name neuen Klang und neue Würde. Als Jaroslaw von Kiewerod im Jahre 1226 an Pleskows Bürger die Forderung stellte, vereint mit ihm gegen Riga zu ziehen, erhielt er von den Bürgern jener russischen Stadt zur Antwort: »Wir sind Verbündete der Deutschen und Kampfen unter dem Schutze der heiligen Jungfrau.« Drei Jahre später sandte dann der mächtige Fürst von Smolensk seinen »besten Priester Jeremel und den verständigen Mann Pantel« nach Riga und nach Gostinab, um mit den dortigen Kaufleuten einen Handelsvertrag abzuschließen, wodurch die Schifffahrt auf der ganzen Dina frei gegeben ward. Die darüber aufgestellte Urkunde hebt an mit dem Spruche: »Was auf der Zeit beruht, vergeht mit der Zeit.« Als Datum trägt sie das Jahr 1229.

Dasselbe Jahr ist aber anderweitig noch bedeutungsvoll:

Am 17. Januar starb der Bischof Albert. Die näheren Umstände, die das Ende dieses Mannes begleiteten, weiß Niemand anzugeben, zumal da der Priester Heinrich seine Chronik mit dem Jahre 1227 schließt, mithin vielleicht seinem Tode bereits vorausgegangen war.

Dem Festzuge, der in den ersten Wochen jenes Jahres gegen Döbel unternommen wurde, hatten sich noch keine angeschlossen. Heinrich schildert ihn als Augenzeuge mit lebhaften Farben. Es war strenger Winter. Schnee bedeckte die Erde, Eis die Gewässer. Die Oberfläche des Meeres abgerundet war fest und das Wasser hart wie Stein, so daß der Weg über das gefrorene Meer besser als der Landweg war. Fast 20,000 Mann hatten sich zu diesem Zuge gestellt. Ende Januar brach man auf. In verschiedene Haufen getheilt zog das gewaltige Heer zu Pferde, zu Fuß und zu Wagen über die zwei Meilen breite Meeresenge nach Döbel hinüber. Durch das Kapseln und das Gefährte der Wagen, das Stoßen mit den Waffen auf die Eisdicke und das Lärmen von Mann und Pferde, die hier und da auf der glatten Bahn fielen und sich wieder aufrichten mußten, entstand ein donnerdähnliches Toben. Am neunten Tage langte endlich das Heer vor Mose an, der Hauptfeste der Döbelaner, die mit hohen Wällen umgeben und stark besetzt war. Der erste Sturm den die Deutschen gleich nach ihrer Ankunft unternahmen, wurde zurückgeschlagen, da die Vertheidiger wohl gerüstet und die mit glatten Eise bedeckten Wälle schwer zu erklimmen waren. Trotz der scharfen Kälte mußte man sich daher bequemen, eine förmliche Be-

lagerung zu beginnen, die Feste ringsum zu umstellen, einen hölzernen Thurm nebst den übrigen Wurfmaschinen zu errichten und den Burgwall an einer Seite abzutragen. Nach sechs Tagen waren diese Vorarbeiten so weit gediehen, daß man einen neuen Sturm unternehmen konnte, der dieses Mal auch glücklicher ausfiel. Denn nachdem es einigen kühnen Kämpfern gelungen war, mit Hülfe von Seiden und Seilen die Höhe der Feste zu ersteigen, und den zahlreich nachstürmenden Mann zu brechen, ward man auch bald Herr der inneren Burg. Die Besatzung wurde niedergemacht und die Feste in Brand gesteckt. Nachher zwang man Walde, dem zweiten Platz der Insel, da die Vertheidiger erschrocken durch das Schicksal Mones nur schwachen Widerstand zu leisten wagten. Alle Strapazen, die mit dieser Unternehmung verbunden waren, theilte der große Albert aufs Bereitwilligste mit seinen Kriegern und Gefährten. Nach der Einnahme Waldes vollzog er selbst noch die Taufe an dem Sohne eines vornehmen Deutschen, worauf dann von seinen Priestern das heidnische Volk scharenweise mit dem heiligen Wasser besprengt wurde. Erst als die ganze Insel getauft war, kehrten der Bischof und das Heer nach Riga zurück.

Hier bricht Heimrichs Erzählung ab. Zwei Jahre später starb Albert. Sein Leichnam ward in der Domkirche zu Riga beigesetzt. Ein reiches Leben, das während veller dreißig Jahre nur der Macht und Größe der baltischen Kirche gewidmet gewesen war, endete mit ihm. Selbst im vorgerückten Alter war seine Thätigkeit nicht ge-

brachen, vor keinerlei Beschwerden sein harter Gelf ge-
wichen. Als er im Jahre 1224 gegen Dorpat zog, hatte
er so eben seine Lebensumwagigste Periode zurückgelegt.
Von da an verließ er höchst wahrscheinlich Vrieland nicht
wieder. Drei Male war er in Rom gewesen: zuerst im
Jahre 1210, um sich mit Innocenz wegen der Ordens-
angelegenheiten der Schwertbrüder zu besprechen, dann im
Jahre 1215 zur großen Kirchensammlung und zuletzt
im jenem trüben Jahre 1220. Auch Dänemark sah er
zu drei verschiedenen Malen unter den verschiedenartigsten
Umständen, in den Jahren 1199, 1218 und 1220. Mit
König Waldemar traf Albert später noch einmal auf
Dänemark zusammen, als hier der selbe Begener sich
in der trübenden Gast seines Vassallen befand. Das Ende
seines Lebens weißt er, so weit uns dies bekannt ist, der
inneren Verwaltung der nächstlig angemessenen Kirchen-
lande, wobei ihm seine Brüder treu zur Seite standen.
Herrmann war Bischof von Ungarn, Rethmar, dessen
Probst in Dorpat, Dietrich, der sich mit einer Tochter
des Russenfürsten von Pleskow vermählt hatte, vortplicher
Schensmann auf Odess. Engelbert war bereits im Jahre
1208 als Probst des Doms in Riga gestorben. Des
Priesters Salomon gedenkt Heinrich nur einmal. Johannes
Name aber mochte seit jenem Sturm auf Dorpat im Munde
aller seiner Kampfgenossen leben.

So sprachte glanzend der Name Buchhoden im ganzen
baltischen Norden und reichen Moses war Ruhm und Ehre
den großen Bischof und den Seinen zugezogen. Nur die

Erfüllung eines Wunsches, der lange Albert beschäftigt hatte, war ihm versagt geblieben. Die Würde eines Erzbischofs über das gesammte Ost- und Holland war ihm nicht geworden. Noch im Jahre 1223 scheint er sich deshalb wiederholt nach Rom gewandt zu haben. Doch vergebens. Vielleicht noch immer aus Rücksicht auf den Dänenkönig wollte Honorius das von Innocenz schon festgestellte Verhältniß der bairischen Kirche zum päpstlichen Stuhle nicht geändert wissen. Dann muß noch einmal diese Angelegenheit im Jahre 1225 zur Sprache gebracht worden sein. Denn eben damals schreibt Honorius seinem bevolmächtigten Gesandten, dem Bischof Wilhelm von Rodona, der wohl mit rühmlichster Auerkennung von Alberts Botschaft nach Rom berichtet hatte, »er möge reiflich an Ort und Stelle überlegen, ob es jetzt schon rathsam sei, jenen nordischen Landen einen eignen Metropolit an zu geben.« Doch aus uns bekannten Gründen blieb auch diesmal Alberts Wunsch unerfüllt. Er starb als Bischof. Erst seinem dritten Nachfolger ward siebenzehn Jahre später das erzbischöfliche Pallium verliehen.

Andererseits aber war es auch der brennenden Geißlichkeit trotz mancher Anstrengung nicht gelungen, die bairische Kirche in das alte Unterthanenverhältniß zu ihrem Erzbischof zurückzuführen. Noch im Jahre 1223 hatte Honorius von Neuem dem Erzbischof Gerhard II. nachdrücklich unterzagt, sich über das bairische Bisthum Metropolitanechte anzumessen. Allzuviel Verlechte und Zerküßtheit empfand man überdies wohl niemals am römischen Hofe für jenen stolzen Erzbischof an der

Weser, das, in dem Boden des alten, kräftigen Sachsen-
volkes wurzelnd, zu sehr nach freier Machtenentwicklung
trachtete und sich ungetreu den Befehlen der ferngelegenen
Liberabtei Folge leistete. Nachher daher auch Erzbischof
Berhard im Jahre 1229 seinem Scholasticus Albert Sauer-
beer für den erledigten Bischofsstuhl bestimmen, schon
hatte hier das rigste Domcapitel mit eigener Machtvoll-
kommenheit aus seiner Mitte den Fürstbarn Nicolans von
Magdeburg zum Nachfolger Alberts von Barcheben ein-
gesetzt und als die Bremen diese Wahl nicht gelten lassen
wollten, ward ihnen endlich vom Papste »Eulfschweigen
auferlegt« und Nicolans als Bischof anerkannt. Von jetzt
an machte Bremen keinen neuen Versuch, die bischofliche Kirche
widerzugewinnen.

VL

Seit der Gründung der ersten christlichen Kirche am Dänaufer durch Meinhard war etwa ein halbes Jahrhundert verfloßen. Fast alle Lande der Ethen, Sengallen, Letten und Esten waren in diesem Zeitraume von den Deutschen unterjocht worden und für das Christenthum gewonnen. Dem Dänen waren ihre Besitzungen in Estland wieder entzunden und theils dem eiglichen Bischof, theils dem Orden der Schwertritter zugesallen. Keutdings war auch die Insel Oesel der heischen Kirche dazuerleibt. Drei Jahre später ward in Curland ein Bischofsstz errichtet und eine Küstenlinie von etwa hundert und funfzig Meilen Ausdehnung mit diesen Buchten und wohlgelegnen Landungsplätzen lud jetzt die wanderlustigen deutschen Kaufleute zu immer neuen Niederlassungen ein.

Gleichzeitig waren von Schweden und von Norwegen aus erfolgreiche Versuche zur Bekehrung der Karelen, Esten und der anderen Bewohner des heutigen Finnlands angestellt. Bereits ein Jahr, bevor die Dänamündung von brennischen Schiffen aufgefunden war, hatte der König Eric

an der finnischen Meerküste einen festen Wapenplatz angelegt, wahrscheinlich an derselben Stelle, wo späterhin die Stadt Åbo gegründet wurde; und während sich von hieraus die schwedische Kirche unter der besondern Leitung des Erzbischofs von Upsala des Wesens jener Gegenden zu bemächtigen suchte, drang von Osten her das griechische Kreuz der Kieweroder immer fegreicher in das Innere des Landes vor.

In den südlichen Küstengebieten der Ostsee aber war schon vor dem Ausgange des zwölften Jahrhunderts das heidnische Heidenthum fast gänzlich ausgerottet. Was hier nicht auf friedlichem Wege durch den Bekehrungseifer Otto von Bamberg und durch die Glaubensboten des magdeburgischen Erzbischofs für die christliche Lehre gewonnen war, das hatten Heinrich der Löwe und die Dänenkönige durch wiederholte Kreuzzüge gegen die Kauen und Pommeren mit Waffengewalt zur Annahme der Taufe gezwungen. Bereits im Jahre 1148 waren Svend und Knud von Dänemark in Folge der Aufforderung des Papstes vereint mit dem sächsischen Bismarckherzoge, zum Kampfe gegen jene östlichen Heiden ausgezogen. Dann folgte Waldemar der Große, der Wendensieger, der während fünf und zwanzig Regierungsjahre fast zwanzig Heerfahrten, in Begleitung seines kriegerischen Bischofs Absalon, nach diesen baltischen Gebieten unternahm, um hier der neuen Lehre Eingang zu verschaffen und seine Ostsee vor den verwegenen wendischen Kapern sicher zu stellen. Im Jahre 1168 mochte er durch die Zerstörung des rügenischen Arkona dem Reiche des Kauen-

gottes Zwang ein Ende. Unter seinem Nachfolger Raud, dem mit dem völkischen Erbe die felegertischen Gaben Wadmar überkommen waren, saß Jula in Wische; Raud legte sich den heiligen Titel bei: Rdaig der Dänen und der Slaven. Von nun an aber ruhen plötzlich die dänischen Jäger nach den Wendenlanden. Bald suchten sich die dortigen Vasallen der fremden Herrschaft zu entziehen. Unter der mäßigen Pflege fremder Mönche gewann das Christenthum jetzt festen Boden als zuvor. Und als im Jahre 1219 der Ungestüm des zweiten Waldemar sich einen neuen Kampfplatz fern im Ostenlande schuf, sicherten hier bereits zahlreiche Kirchen und Klöster längs der pommerischen Gestade zu Däna, Danzig, Kolberg, Wolgast, Wismar, Ramin, Stralsund und Stettin den Fortbestand des neuen Glaubenswerkes.

Nur der innere abhällige Winkel der baltischen Küste vom Ausflusse der Weichsel bis etwa zum heutigen Memel lag noch immer unbewohnt da. Hier saß seit unverrücklichen Zeiten vom Meere landeinwärts bis tief ins Innere der weiten osteuropäischen Ebenen ein Volk indogermanischen Stammes, von Slaven wie von Scandinaviern und Deutschen gleich verschieden, als dessen nordwestlichen Ausläufer wir oben schon die Letten kennen lernten, dessen andere Zweige aber als Preußen und Litauer auftraten.

Au diesen Völkerschaften waren bis dahin fast alle europäischen Bewegungen spurlos vorübergegangen. Die eigenthümliche Beschaffenheit ihrer Wohnsitze, in denen sich große Campsteden mit höchem Umrande kreuzten, spärliche

sie jederzeit vor feindlichen Angriffen. Erfolgreich blieben die Versuche der heilighen Glaubensboten ihrer Lehre hier friedlichen Eingang zu verschaffen. Mit seiner Lehre hingen Litzhauen und Preußen an dem Glauben ihrer Väter. Und als mit der Verbreitung und Befestigung des Christenthums in allen Ostseeländern ein neues Leben sich entsfaltete und vor dem Kreuze des Erlösers ringsum die Götzenbilder fielen, da scharten sich, wie zum Troste gegen das ganze christliche Europa jene heidnischen Völkerschaften in Litzhauen und in Preußen mit neuer Begeisterung um ihre nationalen Heilighümer, fest entschlossen, zur Rettung ihrer Religion und ihrer Unabhängigkeit jetzt den Kampf auf Tod und Leben mit ihren Nachbarn einzugehen.

In den westlichen Landstrichen, dort wo die Preußen wohnten, brach die Bewegung aus, die rasch das aufgeregte Volk zu wilden Angriffen gegen die umwohnenden Pommeren und Polen antrieb. Noch war der Nord nicht gerührt, den ein sasanischer Romoverprieister am frommen Bischof Adalbert von Prag verübt hatte, noch nicht der Tod der Ritter von Dobrin gefühlt, die in dem Jahre 1223 nach heissem Kampfe gegen die Preußen gefallen waren, und schon drangen die heidnischen Sieger gegen Danzig vor und zerstörten von Grund aus das Kloster zu Oliva. Kaum wußte der Polenherrzog Konrad von Masowien sich gegen den drohenden Brand zu sichern.

Da zieht im Jahre 1226, auf Bitten jenes hartbedrängten Fürsten der deutsche Ritterorden in sein Land.

Ein Menschenalter war verfloßen, seitdem im fernem Morgenlande barmherzige Kreuzfahrer aus den Eddien Lübeck und Bremen für ihre hilflosbedürftigen Landelente den Grund zu dieser mächsig-kriegerischen Brüderschaft gelegt hatten, damals wohl nicht ahnend, daß es eben jenen Ritters verbehalten sei, dereinst am Ostseebrande für christlich-deutsches Leben einen neuen Boden zu bereiten, auf dem im Laufe der Jahrhunderte durch Anschluß an die westlichen Geleite des deutschen Vaterlandes der mächtige Preußenstaat erwachsen sollte.

Am rechten Weichselufer werden nun den Ritters vom Polenherzog wäite Ländereien als Besitztum eingeräumt und bald beginnt jener blutige Krieg, der während eines halben Jahrhunderts fortgesetzt, erst mit der glänzlichen Vernichtung des alten Preußenvolles und ihres Glaubens endet.

Aber dieselbe religiös-nationale Bewegung, die hier im Westen ein kräftiges Volk dem Todeslaufe entgegenführte, hob im Nordosten dessen Stammesgenossen zu neuem Glanze und nie gezählter Macht. Die Völkerschaften Hinhauend gelangten zum Gefühl ihrer Kraft. Kaum war der elektrische Strom jener Bewegung in ihre Wald-ebenen und Büscheneien vergebungen, als plötzlich in diesem Volle, das Jahrhunderte lang sich nur durch Raub und Plünderung bei seinen Nachbarn bemerkbar gemacht hatte, ein Unternehmungsgelst erwachte, der sie rasch zu Thaten und zu Eroberungszügen trieb. Bald sind sie weit nach Süden und nach Osten hin siegreich in die russischen

Landeshaupten vorgebrungen. Bald auch paart sich mit diesem Thronbrange der Wunsch nach innerer Einigung und Kräftigung. Ringold, der Sprößling eines eingebornen, süßlichen Stammes weiß diese Volkserhebung geschickt für seine Pläne auszubenten. Im Jahre 1230 trat er mit fester Hand die bis dahin getheilten Stämme zu einem staatlichen Ganzen, an dessen Spitze er sich selbst als Großfürst stellt. Das Reich der Lithauer ist gegründet.

In demselben Augenblicke, da das in sich gespaltene und von den Mongolen hartbedrückte Rußland gezwungen wurde, seine Schwachheiten gegen die deutschen Ritter am Embach und an der Duna allmählich einzustellen, bildete sich im Südosten Eulands jene Macht der Lithauer, die gar bald aus den Schranken ihrer continentalen Isolirung heraus an die Gestade der Ostsee vorzurücken drohte.

Es erhob sich von hier gegen die Deutschen ein neuer furchtbarer Feind, dem allein zu widerstehen sie sich nicht stark genug fühlten. Euland sah sich nach Weisland um. Half Jahre früher hatte man in dänischer Bedrängniß noch von dem Dänenkönige Schutz ersuchen müssen; jetzt wandte sich der Hülfesruf nach Deutschland.

Und Deutschland half.

VII

Im Jahre 1234 schickte sich der Bischof Wilhelm von Modena auf Geheiß Gregor IX. zu einer abermaligen Reise nach Venedig an. Die Sendung dieses vornehmen päpstlichen Legaten, der erst vor neun Jahren als Stellvertreter des römischen Kirchenoberhauptes im baltischen Norden erschienen war, zeigte deutlich, daß jetzt viele damals wichtige Angelegenheiten vorlägen, deren Lösung die hohe Curie nur einem erprobten Unterhändler anvertrauen mochte. Der Legat ging, nachdem er sich einige Zeit in Preußen aufgehalten hatte, sofort nach Venedig.

Hier trübte sich Alberts Tode der neugewählte Bischof Nicolaus in stiller Wirksamkeit die inneren Angelegenheiten der Kirche. Nach Außen aber war Belquin, der Ordensmeister der Schwertträger thätig, ein Mann, dem Venedig bereits den Ruhm manch' glänzenden Sieges verdankte, der mit treuester Sorge schon fünf und zwanzig Jahre dem Orden vorgestanden hatte und der auch jetzt, die Größe der Gefahr ermessend, welche von Litthauen her der deutschen Niederlassung drohte, rastlos bemüht war, dem Werke

der Kirche Schutz und Bestand zu verschaffen. Sein Augenmerk war hierbei vorzüglich auf die deutsche Ritterschaft gerichtet, die eben damals von den Weichselasern her den Kampf im nahen Preußenlande begonnen hatte. Mit diesem Orden wünschte Volquin den selbigen zu verschmelzen; weß Land und Leute sollten sich die Schwertträger unter die Leitung des deutschen Hochmeisters stellen, um so durch einen engeren Verband mit dem Reiche neue Kräfte zur Vertheidigung der Kirche und ihrer baltischen Besitzungen heranzuziehen.

Mit der Durchführung dieses Planes war Volquin seit dem Jahre 1229 beschäftigt, ohne zu einem günstigen Ergebnisse gelangen zu können. Das Hinderniß lag in Rom. Denn wenn man dort auch sehr wohl erkennen mochte, daß eine feste Einigung jener beiden Ritterorden der römischen Kirche den härtesten Schutz gewähren würde, so nahm die hohe Curie doch all zu stark Rücksicht auf „gewisse Leute“, wie sich Gregor behutsam in seinem Schreiben an die Lübecker Bischoflichkeit ausdrückt, „die Ländel zu besitzen wünschten“ und die im Schmerze über den Verlust von Estland sich sogar zu neuen Feindseligkeiten gegen die baltischen Deutschen hatten verleben lassen, während sie am römischen Hofe durch Klagen aller Art das Herz des Papstes zu erweichen wußten.

Der Dänenkönig Waldemar hatte wieder nach langer Waffenruhe sein altes Spiel begonnen. In den Gewässern der Dister war sein Schiff vor seinen Kapern sicher. Den Hafen Lübeck, dessen er sich von Neuem zu bemäch-

igen trachtete, ließ er durch vergriffene Ketten und durch Versenkung von Schiffen sperren. Vergeltlich sah man in Island der Ankunft neuer Kreuzfahrer entgegen und die Deutschen, zu Lande mächtig, vermochten doch zur See den dänischen Raubgeschwadern nichts anzuhaben.

Diesem Umdenken setzte man von Rom aus anfangs nur geringen Widerstand entgegen. Gregor erließ freilich einen Drohbrief nach dem anderen, schickte seinen Gesandten in Lübeck, Rostock und Halberstadt, sie sollten sich eunig für die Befestigung des lübecker Hafens Sorge tragen und nöthigenfalls den König mit dem Kirchenbann belegen. Das alles aber blieb erfolglos. Woldemar ließ sich in seinem Treiben nicht stören. Winterwilde zog von Lithauen her das Ungewitter immer schwärzer über Island auf. Ruinlos verklang die Klage des edeln Volquin.

Da langte der Bischof Wilhelm, mit hohen Vollmachten vom Papste ausgerüstet, in Riga an. Der soll die nordischen Wirren ordnen. Die Umschzung der Verhältnisse ist auch bald nach seiner Ankunft wahrzunehmen. Schon am 10. März des Jahres 1235 hat Gregor die sichere Kunde, daß Woldemar seine Feindseligkeiten gegen die Kreuzfahrer eingestellt habe und gleichzeitig ist eine Gesandtschaft vom Schwertlande ins Reich abgegangen, um dort den Anschluß an den deutschen Orden von Neuem anzuregen.

Die Geschehnisse Islands erfüllten sich, indem sich hier Einarung jetzt ein Mann bemächtigte, der mit dem Glanze seines Namens die tiefste Kunde der Weltverhältnisse ver-

band und der durch seine mächtige Persönlichkeit der Allen dort sich Geltung zu verschaffen wußte, wo er die Ehre Deutschlands zu vertreten hatte. Hermann von Salza war der Freund und Kampfgenosse des Hohenstaufen, der Vertraute des römischen Hofes und Berater der mächtigsten Fürsten des Abendlandes, »ein from, verständig, weise Mann, wolberedt, geistlich, eines erbarren Lebens, hochangesehen beyn Pabst und beyn Kaiser«. Im Herzogthum Deutschlands, im Thüringerlande, lag seine Heimath. Dort wo schon seit Jahrhunderten sein edliges Geschlecht geklügt, wuchs er auf, der »minnesame« Hermann im Kreise junger Edliger, die Thüringens höchstlicher Landgraf auf der Wartburg um sich einte. Doch bald trieb es den Jüngling aus diesem Leben reichlichen Kampfgewisses in die Schlachten des heiligen Landes. Im Jahre 1210 erwählt ihn dort der deutsche Orden zu seinem Hochmeister. Neun Jahre später kämpft er siegreich mit bei der Erstürmung von Damiette. Dann finden wir ihn an der Seite seines Kaisers in Italien wieder, um bald selbstthätig an der Leitung der europäischen Staatsverhältnisse theilzunehmen. Verstimmt mit Friedrich tritt er überall den Annahmungen des römischen Hofes muthig entgegen. Von der Idee des Kreuzzuges kann jedoch kein frommer Sinn nicht lassen, woran auch sein kaiserlicher Blauer sich dem Schanken dieser Unternehmung mehr und mehr entfremdet. So sieht Hermann als Vermittler zwischen Pabst und Kaiser, diesen unablässig treibend und für das Kreuz begeistend; am römischen Hofe sorgsam bemüht, die Feindschaft, die gegen

Friedrich aufleimt, zu unterdrücken. Doch bald vermag er den Zorn des Papstes nicht mehr zu bannen. Und als der ungerechte Bannspruch nun den Heidenhausen trifft, und dieser dennoch sich zur Kreuzfahrt aufbietet, da sieht der treue Herrmann welcher ganz zu seinem Freunde, da folgt er begeistert ihm ins Morgenland, verschönzt die Heime, die gegen den gehässigen Hässten sich erheben und zieht an seiner Seite in Jerusalem ein. Dann kehren beide nach Italien zurück. Ein großes Werk ist glücklich durchgeführt. Zum Heil der römischen Kirche gilt es jetzt die beiden Häupter der Christenheit wieder auszusöhnen. Auch hier tritt Herrmann als Vermittler auf, und schon nach Jahresfrist schließt er zwischen Gregor und Friedrich den Friedensbund zu Anagni.

Während aller dieser bewegten Zeiten hatte Herrmann seinen Augenblick die Sache seines Ordens außer Acht gelassen. In wiederholten Malen sah man ihn in Deutschland, so oft die Tage der Bräderschaft des Meisters Gegenwart erforderte. Als sich ein Theil der Ritter nach Preußen überiedelte und Konrad von Masowien nachdrücklich Schutrigkeiten wegen der Uebergabe der bereits versprochenen Hinterprien machte, übernahm Herrmann selbst mit sicherer Hand die Leitung dieser Unterhandlungen. Im Jahre 1228 sendet er dann den tapferen Herrmann Ball als Landmeister in die neuen baltischen Besitzungen. Schon stehen an den Weichselusern die stolzen Burgen Beggisang, Kessau, Thorn und Kulm. Schon weicht das Preußen voll vor den deutschen Rittern, wenn diese, das schwarze

Kraus auf schimmerndweissen Mantel, nahm, schon jüdisch. Der blutige Tag an der Sitzgasse im Jahre 1234 verbreitet neuen Schrecken durch das Preussenkland und immer Kühner hebt sich in Pomesanien und am Ostseestrande die weisse Ordensfahne, auf der schon seit dem Jahre 1234, da Salza in den Fürstenstand erhoben wurde, als Zeichen kaiserlicher Huld, der schwarze, euläpfige Reichsadler gegenüberstand. Der schwarze, euläpfige Reichsadler gegenüberstand.

Den nächsten Wiederhall mußten diese glänzenden Erfolge des Ordensschwertes im nahen Viatland finden und hier den Wunsch nach einer engeren Verbindung mit dem Reiche immer mehr beleben. Als sich daher Hermann von Salza im Jahre 1235 abermals nach Deutschland wandte, schickte Volquin, der wahrscheinlich durch den päpstlichen Legaten früh genug von dieser Reise in Kenntniss gesetzt war, sogleich eine Botschaft an den Ordensmeister ab, um ihm seine und seiner Ritter Wünsche vorzutragen.

Herrmann nahm sich mit regem Eifer ihrer Sache an. Noch im Jahre 1235 sandte er zwei seiner Ritter nach Viatland, um sichere Kunde über die dortigen Verhältnisse einzuziehen; und als er Jahres darauf dem Rufe Gregors wiederum nach Italien folgen mußte, beauftragte er das Ordenscapitel in Warburg, nach der Rüdkehr der Ritter diese Angelegenheit aufs sorgfältigste zu prüfen.

In Warburg war man indeffen, wie es scheint, dem Aufschlusse an Viatland noch fern. Denn als im Jahre 1236 die Gesandten in Begleitung dreier Schwert-

ritter dort wieder anlangten, hieß es, »die holländischen Ritter seien eigenmächtige, unthätige Köpfe, die sich den strengen Regeln des deutschen Ordens niemals fügen würden; ohne Beifall des Kaisers ließe sich in dieser Sache nichts entscheiden; man müsse jedenfalls bis zu seiner Rückkehr warten«. Darüber aber konnte noch geraume Zeit verstreichen. Endlich entschloß sich daher einer der Völmänner, Johann von Magdeburg, selbst nach Italien zu gehen, um sofort Hermanns Erklärung einzuholen und dann des Papstes Genehmigung auszuwirken. Drei deutsche Ordensritter begleiteten ihn. Noch vor Abschluß des Jahres 1236 langte diese Gesandtschaft beim Ordensmeister an, den sie nach wie vor aufs günstigste für Volquins Pläne gestimmt fanden. Hermann selbst führte dann die Ritter nach Viterbo, wo damals gerade Gregor seinen Hof hielt, und blieb hier noch geraume Zeit mit ihnen zusammen, wohl ahnend, welche Schwierigkeiten sich diesen Werken entgegenstellen würden und wie nur sein persönlicher Einfluß beim Papste der Sache Vorshub leisten könne.

Dem Waldemars Eifersucht ruhte nimmer. Hatte der König auch Jähre zuvor auf Befehl des Papstes seine Feindseligkeiten gegen die nordischen Kreuzfahrer endlich einstellen müssen, so wollte er doch sein altes Recht auf Skåne noch nicht fahren lassen. Je eifriger daher Volquin seine Pläne betrieb, desto eifriger waren auch Waldemars Gesandte am päpstlichen Hofe bemüht, die holländischen Besitzungen für ihren König wiederzugewinnen. Und im Geheimen zeigte sich Gregor dem Dänenkönig gar nicht

abgewinkt. Schon im Frühlinge des Jahres 1236 hatte er seinen Legaten nach Island geschrieben, »der Schwertorden müsse Kaval gegen eine bestimmte Entschädigungssumme den Dänen wieder zurückstellen«. In diesem Schritte, so wenig er den Forderungen Waldemars genügte, sprach sich die Politik des römischen Hofes hinlänglich aus. Man wollte es weder mit Dänemark noch mit dem Schwertorden verderben; durch Zögerungen, halbe Versprechungen, theilweise Zugeständnisse nach allen Seiten hin, sollte das Gleichgewicht im Norden aufrecht erhalten werden. Unter solchen Verhältnissen war aber an eine rasche Entscheidung der Angelegenheit Volquins nicht zu denken und als Herrmann gegen Ende des Jahres 1236 den Kaiser nach Deutschland begleiten mußte, mochten die Unterhandlungen nur am Wenigsten gefördert sein.

Wüthlich langt in Bittere die Kunde an von schweren Unglücksfällen, welche die holländische Kirche getroffen hatten. Vom righen Bischof war der Schwertritter Gerlach Rothe an Hermann von Salza abgeschickt mit der Nachricht, daß am heiligen Martinstage, am 22. September des Jahres 1236 Volquin bei einem Einfälle in Linthausen mit seinen Brüdern auf die vereinigte Mache des Belagers gestossen sei, sich auf einen Kampf habe einlassen müssen, aber endlich nach verweissungsvoller Gegenwehr in die Flucht geschlagen sei. Gört sei der Meister selbst mit acht und vierzig der Seinen unter den Anführern der Heiden gefallen, von den übrigen Ritters hielten nur wenige entkommen können.

Das wirkte entscheidend auf den Gang der Unterhandlungen ein. Auch an den Papst waren gleichzeitig Schreiben der rheinischen und sächsischen Bischöfe gelangt, worin diese ihn schriftlich um Schutz ansprachen. Jetzt galt es wirksame Schritte zu thun, um den nordischen Wirren ein Ende zu machen und zugleich die katholische Kirche vor dem Antrage der lutherischen Heiden zu sichern. Auf Hermanns Ansuchen, der bereits zum Papste gerufen war, schrieb daher Gregor am 13. Mai seinem Legaten, „Alles auszubieten, um den Dänen zufriedenzustellen, besonders aber auf die sofortige Herausgabe Heralds zu bestehen“, und Trug darauf am 14. Mai unterzeichnete er die Urkunde, welche die Vereinigung des Schwertordens mit dem deutschen Orden aussprach.

Nach in demselben Jahre ging auf Befehl des Ordensmeisters Hermann Ball als Landmeister mit sechzig Rittern nach Island, um hier schnellst die nöthigen Vertheidigungsanstalten gegen die Luthauer zu treffen und in Gemeinschaft mit dem päpstlichen Legaten die dänische Angelegenheit zu ordnen. Nachdem nämlich Waldemar von Papste die Anerkennung seines Rechts auf den Besitz von Heral, so wie auf Jernö, Garrien und Wierien erlangt hatte, ihm aber von Seiten der Deutschen noch immer Schwierigkeiten in den Weg gelegt waren, hatte er endlich beschlossen, hier mit Waffengewalt seine Ansprüche durchzusetzen. Eine Flotte war bereits gerüstet. Neue Gefahren drohten der katholischen Niederlassung. Dem mußte Hermann Ball vorbeugen suchen. Mit Wilhelm von

Modena begab er sich selbst nach Dänemark, um bei Waldemar einen gütigen Vergleich auszuwirken. Nach langen Unterhandlungen kam endlich auf Seeland zu Sienstøpe, einem Bauernborsche unweit Bordingberg, am 7. Juni 1238 ein Frieden zu Stande, in Folge dessen der Lehen die Burg und Landschaft Areal nebst Birrien und Garrien herausgab, dafür aber Jernem von Waldemar als Geschenk erhielt.

Die Herrschaft der Dänen im Nordwesten Ostlands war von Neuem für die nächsten hundert Jahre gesichert. Alle Güter, die der Schwertlehen in den übrigen Theilen Ostlands und Holands besaß, gingen an den deutschen Orden über, doch mit der Bedingung, daß die rigische Kirche nach wie vor die höchste Gerichtsbarkeit über diese Ländereien ausübte. So wollte es der Papst.

VIII.

Aus den Fluthen der Oßsee tauchte einst allmählich ein Land auf, das jedesmal beim Anbruche des Tages wieder von den Meeresschwogen verschlungen ward. Da brachte ein Mann, Namens Thieloar, der Sohn des Goth, Jener auf die kalte und dunkle Insel. Seidenen saß sie nie wieder unter und hieß jetzian Gothland. Thieloar aber hatte einen Sohn, Namens Gastschi, und Gastschis Weib hieß Guitasfierna, der weißleuchtende Stern. Die Beiden bauten sich nun auf Gothland an. Und als sie dort die erste Nacht schliefen, sah Guitasfierna im Traume drei ineinander verschlungene Schlangen aus ihrem Busen hervorstiechen und bald darauf gebar sie drei Söhne, Graipr, Guiti und Gunfaun. Die theilten die Insel unter sich, so daß Graipr im Norden wohnte, Gunfaun im Süden und Guiti zwischen Beiden. Von diesen Dreien stammen alle Gothländer ab.

So erzählt die nordische Sage und verbreitet hier, wo uns jede Erinnerung an bestimmte Thatfachen fehlt, mit kindlicher Vergessenheit ihr Zwielicht über die dunklen Jahr-

hunderte des allmählichen Entstehens, der Ausbreitung, der Bevölkerung und Behausung jenes kaltschen Landes, das majestätisch mit seinen hohen Felsenriffen aus der Meeresbrandung emporsteigend, nahe gelegen den skandinavischen, estnischen und deutschen Küsten, bereits zur Zeit der arabischen Welt Herrschaft einen Hauptvereinigungspunkt für den nord-europäisch-asiatischen Handelsverkehr bildete, dann fast das ganze Mittelalter hindurch auf seinen Märkten und Messen Kaufleute der verschiedensten Nationen sah, steht aber verödet und vereinsamt nur noch in den Ruinestruinen der Kirchen und Prachtbauten seiner Hauptstadt Bisby die Spuren des längst geschwundenen Glanzes aufzuweisen vermag.

Vom nahen Skandinavien erhielt Gothland seine ersten Bewohner. Der schmale, etwa zehn Meilen breite Meerestraum, der die Insel vom westlichen Festlande trennt, war leicht zu überschreiten. Mit Schweden blühte sich daher von Gothland aus schon frühe ein reger Verkehr. Dort hin führten den Inselanwohner seine ältesten Erinnerungen, seine Sagen, seine Sprache und Gewohnheiten, dort suchte er bei seinen Stammesgenossen vertrauensvoll Schutz und Beistand, als Göttersucht und Eroberungslust fremder Gewaltthäter seine Unabhängigkeit zu gefährden drohten, dort hin endlich richtete der Gothländer zuerst seinen Blick, als mit der allmählichen Verbreitung des Christenthums im kaltschen Norden auch unter den Bewohnern jener Insel der Wunsch nach einem engeren Anschlusse an die Kirche der westlichen Culturvölter rege ward.

Vom heiligen König Olaf geht die Sage, daß er auf seiner Bluth von Norwegen nach dem Russenreiche um das Jahr 1028, sich längere Zeit unter den damals noch heidnischen Goethländern aufgehalten und dort im Verkehre mit den reichsten und angesehensten Familien der Insel zuerst den Sinn für die christliche Lehre gewonnen habe. Später brachten dann goethländische Handelsleute aus fremden Ländern, wo sie die christlichen Sitten kennen gelernt hatten, den ersten Priester, Namens Botar, mit. Der baute alsbald nach seiner Ankunft auf der Insel eine Kirche. Aber noch ist hier das Heidenthum zu mächtig. Mit frecher Hand wird von den Dienern der alten Lehre das heilige Verhaß der Christen in Brand gesetzt. Erst später, als Botar sich mit der Tochter des reichen Rikair verheirathet und so sich einigen Anhang unter den Goethländern gesichert hat, wagt er zum zweitenmale eine Kirche zu errichten, die jetzt auch durch die Fürsprache des angesehenen Schwiegersohns erhalten wird. Nun lassen sich viele Familien taufen. Bald ist der ganze Norden der Insel christlich und rasch wächst in den übrigen Landschaften die Zahl der Kirchen. Kommt dann gelegentlich ein pilgernder Bischof vom nahen Skandinavien herüber, der über Goethland, Rußland und Griechenland gen Jerusalem wallfahrtet, um nach der frommen Sitte jener Zeit am heiligen Grabe seine Andacht zu verrichten, so muß der hohe Herr, ehe er von daunen zieht, die neuen Kirchen und Begräbnißplätze auf der Insel reihen. Das geht nun wohl für eine Weile. Bald aber, als die Zahl der christlichen Ge-

versanden sich dort immer mehr, sehen sich die Gothländer nach einem festen Oberhaupte für ihre Kirche um und an den Bischof von Linköping im östlichen Schweden ergiebt sich die Bitte, »daß er nach einer bestimmten Ordnung jedes dritte Jahr auf Gothland erscheinen wolle, um die nöthigen Kirchweihen vorzunehmen«. Von einer jeden Kirche werden ihm dafür drei Mark weiß drei Maßbrotten bewilligt. Zugleich rufen die Gothländer Schiffe für die Uebersahrt des Bischofs ein und gestatten ihm, zu seiner Antwoerrihtung und zu dem Umzuge auf der Insel zwölf seiner Mannen zwölf zwölf Pauerpferden mitzubringen.

So bildete sich der erste Anschluß Gothlands an die skandinavische Kirche, der im Laufe der Zeiten immer enger wurde, da bald dem Bischof von Linköping auch ein bestimmter Antheil an den Zehnten der Insel eingeräumt und ihm das Recht gegeben ward, bei der Besetzung einer Pfarre seine eigenen Bräte vorzuschlagen.

Daneben aber fand die Insel schon von Alters her auch in der Arzene Schwedens in einem nahen Schutzverhältniß, in das die Gothländer »selbstständig«, wie die Sage lehrt, ohne irgend ihre Freiheit zu beschränken, hauptsächlich wohl zur Sicherung und Erweiterung des Handels zu dem Upsalaßönige getreten waren. Wohlthätig bewerteten sie danach einen festen Schuß von sechzig Mark, »um frei und ungehindert an jenen Ort ohne Zoll und Abgabe ins Schwedenreich gelangen zu können«. Ebenso durften aber auch die Schweden nach Gothland kommen »ohne Beitragsperre oder sonstiges Verbot«.

Schutz und Hilfe mußte der König der Insel angedeihen lassen, wenn sie derselben bedurfte. Dagegen aber sollten die Gothländer ihm zu seinen Kriegszügen sieben »Eindem«, oder erlegten für jedes dieser Schiffe vierzig Mark Münze. Sobald sich nun der König zu einem Zuge rüstete, lief während einer Woche ein allgemeines Aufgebot durch die Insel. Von Dorf zu Dorf ging dann, wie es die nordische Sage mit sich brachte, der »Votischafsstab«, an einen Ende angebrannt, das andere mit einem Strid umwickelt, was wohl die warnende Schenkung hatte, daß jedem Waffentauglichen, dem es einfallen möchte, sich nicht zu stellen, entweder sofort sein Gehört verbrannt, oder ihm selbst die Strafe des Hängens zuerkannt würde.

Der Schatz von sechzig Mark durfte aber nicht etwa die Königlichsten Boien selbst bei den Besatzern Gothlands eintreiben. Das Recht der Erhebung dieser Steuer stand nur der einzelstädtischen Gewanderversammlung zu, die dann, sobald die volle Summe beisammen war, sie den Befehlern einzuhändigen hatte. So wollte es das freihändelsiebende Inselvolk, um jeden Schein von Unterordnung unter Schwedens König von sich abzumenden.

Die Zeit, wann sich dies »Rechtsverhältniß« zwischen Gothland und dem skandinavischen Mutterlande bildete, läßt sich nicht mehr ermitteln. Die schlichte Sage und Erzählung des Insulaners kennt keine Zeitbestimmung. Aus den nordischen Geschichtern fließt nur spärliche Kunde über Gothland zu. Bei den Chronisten, Legendensammlern und Geographen der West- und Südwest aber herrscht

bis zum Beginn des zwölften Jahrhunderts tiefes Schwelgen über diese Insel. Denn wenn auch schon der Seefahrer Wulfstan, der gegen Ende des neunten Jahrhunderts das baltische Meer besuchte, nach seiner Heimkehr dem wißbegierigen König Alfred von England erzählen konnte, »daß man bei der Fahrt von Schweden nach der Weichselmündung links, am Bodden, Gothland habe, das Schweden angedörte«, so schenken die nächstfolgenden zwei Jahrhunderte der fernem Ostseeinsel eine so geringe Beachtung, daß selbst der künftige Bremer Canonikus Adam in seiner werthvollen Beschreibung des europäischen Nordens nicht einmal den Namen Gothlands nennt.

Und doch hatten eben damals bereits die Zeiten des Glanzes und der Handelsgröße für jene Insel begonnen. Schon hatte sich an ihrer Küstengegend, Schweden gegenüber, ein eigenes städtisches Gemeinwesen gebildet, von den Eingebornen Wisby, »der Schupert«, genannt, das bald zum wichtigsten Stapelplatz und Freihafen für die nord-europäische Handelswelt sich erheben sollte. Schon landeten dort von nah und fern die Kaufleute der Schweden, Russen, Dänen, Wenden, Deutschen. »Dort fanden sich die Leute, wie Wisbys altes Stadtrecht lehrt, von mancherlei Sprache zusammen«. Ein gemeinschaftliches Interesse verband ergo die hant gemischte Bevölkerung der jungen Stadt. Gesetz und Freiheit scherten ihr Bedröhen. Um die Mitte des zwölften Jahrhunderts ist Wisby bereits einer der wichtigsten Plätze für den mitteleuropäisch-nordischen Handel.

Unter den dort ansässigen Fremden bemerken wir schon fröhe eine zahlreiche Kolonie von deutschen Kaufleuten, die wahrscheinlich aus den niederländischen und westphälischen Städten Soest, Dortmund, Münster, Selmstedt und Barmen nach Wlady übergesiedelt sind. Die thuen sich von Anfang an durch Thätigkeit und Unternehmungsgelbst hervor. In engergeschlossener Genossenschaft betreiben sie von Gotthland nach dem Norden und nach Deutschland ergiebige Geschäfte. Gegenseitige Verträge gewähren diesem kaufmännischen Gemeinwesen innern Halt. Ein eigenes Wappen, der Lilienbusch, dient ihnen als äußeres Wahrzeichen. Bald haben diese Deutschen hier die einheimischen und fremden Kaufleute überflügelt und durch den engen Anschluß ihrer Kolonie an's deutsche Stammland schlägt deutscher Wesen rasch auf Gotthland diese Wurzeln. Das älteste Stadtrecht Wlady's ist in deutscher Sprache nach deutschen Rechtsgebräuchen abgefaßt. Noch vor dem Jahre 1137 erhalten die dortigen Deutschen von ihrem Kaiser Lothar eigene Gerechtsame zum Schutze ihrer Person und ihres Verkehrs. Im Jahre 1163 hören wir auch von einem Beigie Odo rich auf Gotthland reden, der die Interessen der deutschen Gemeinde nach Außen zu vertreten hat. Sollten nun Zwistigkeiten mit den Eingebornen der Insel vor, so wenden sich die streitenden Parteien nach Deutschland, um sich von dort endgültiges Urtheil und rasche Entscheidung einzuholen.

Denn jede längere Störung der Eintracht und des Friedens, die hemmend auf den Handel wirkt, mag hier sorg-

schonigst vermieden werden, da Wismar, trotz seiner günstigen Lage für den nordischen Verkehr nach immer die Nebenbuhlerschaft der Städte Schleswig, Jütlin und Sigtuna zu bekämpfen hat, die, früher im ausschließlichen Besitze des gewinnreichen Ostseehandels, wohl nicht ohne Eifersucht dem raschen Aufblühen jener neuen Stadt gefolgt sind.

Schleswig, das alte Sliethorpe oder Hithorpe an der Schlei war seit den Tagen Karls des Großen ein vielbesuchter Handelsplatz, bekannt durch seine Messen und seine strebsame Kaufmannschaft, der es gelang, zu Lande wie zu Wasser sich immer neue Wege des Verkehrs zu öffnen. Gegen Ende des neunten Jahrhunderts stand Schleswig bereits mit der Ostküste des baltischen Meeres in direkter Seeverbindung. Von Hithorpe aus erreichte man damals, wie jener Wulfstan lehrt, »nach einer Fahrt von sieben Tagen und sieben Nächten« das alte Truso im Preusslande. Dann setzt zur Zeit Ottos des Großen die nach ihm benannte »Kaiserstraße« Schleswig mit dem Nordens Jütlande in Verbindung. Zweihundert Jahre später erzählt Saxo sogar, daß in dem Hafen der Schlei »russische Rauffahrer« lagen und eben um jene Zeit ist die Stadt im fernsten Norden und Osten Europas schon so berühmt, daß noch Adeloi der arabische Geograph des dreizehnten Jahrhunderts nach allen Uebersetzungen gar Wunderliches »von der großen Stadt Schirokull am Strande des Ozeans« seinen Asiaten zu berichten weiß.

Nicht minder wichtig für den Ostseehandel war Jütne oder Jütlin, die stolze Clavenstadt, die prächtig an der Rik-

burg der Ober in die »schiffischen Sümpfe« sich erhebend, von hier die reichbeladenen Handelsflotten nach Nowgorod und Sigthuna sandte, auf ihren Messen aber Sachsen, Wenden und Griechen zum Kauf »nordischer Predalier aller Art« so zahlreich anleg, daß Man von Bremen keinen Kaufmann nimmt, Junne für die »größte Stadt Gurepad« zu erklären.

Hoch im Norden endlich an den Ufern des Mälarsees lag Sigthuna, die »Bergstadt Odind«, das Centrum der Krader, die mächtige Vermittlerin des skandinavisch-finnischen Handels.

Mit diesen Städten magte das junge Wistby, von den ersten Zeiten seiner Gründung an, den Wettstreit um die alleinige Herrschaft in den kaltschen Gewässern aufnehmen und lange Zeit vergeblich bemühte Gothland sich, die nordischen Händler von ihren gewohnten Bahnen des Verkehrs zu entfernen.

Da überfiel im Jahre 1157 der Dänenkönig Sweab das reiche Schleswig und benutzte sich in der Eile einer russischen Kaufahrtsflotte, um mit den Ladungen derselben seine Soldaten zu belohnen. Durch diese That verschreckte Sweab, wie Sars lehr, für alle Zukunft die fremden Seefahrer von dem Hafen Schleswigs. Die noch so eben blühende Stadt sank rasch zu einem winzigen Flecken herab. Acht und zwanzig Jahre später zerstörte König Knud, der Sohn des großen Waldemar im Kriege mit den pommerischen Wenden die Stadt Jutin in Brand und im Jahre 1199 ward durch ein wunderbares Zusammenreffen die

Schwedenstadt Siguna von estnischen und latelischen Einwohnern bewohnt.

Jetzt hat Wistky freie Hand. Jetzt können ungehindert die Ostländer im Vereine mit den in Wistky ansässigen Deutschen ihre Handelsabhängigkeit über den ganzen Archipel der baltischen Gebiete ausdehnen und glänzender als zuvor erhebt sich jetzt im Wappen der Stadt Wistky der stolze Lilienkranz der Deutschen neben dem Adler, dem alten heidnischen Wahrzeichen der Insel.

Die Hauptquelle des rasch sich mehrenden Wohlstandes jener gothländisch-deutschen Kaufmannschaft bildete damals der Handel mit dem nordwestlichen Rußland. Dorthin war Allen strecken jene Kaufherren des Westens, um ihre Färbinge, ihr Salz, ihre Lächer und Eisenwaaren gegen Leder, Wachs, Pelzwerk und gegen die asiatischen Erzeugnisse zu vertauschen. Den Hauptmarkt für dieses russische Geschäft fanden sie aber in Kengorod, der weitberühmten Republik am Wolchowstrom.

Der Wolchow entspringt aus dem Ilmensee, fließt dann in fast gerader Richtung gegen Norden und fließt nach einem Laufe von ungefähr dreißig Meilen in den Ladogasee aus. Dort, etwa eine Meile vom Ilmensee entfernt, lag das alte Kengorod und zog sich zu beiden Seiten des klaren Stromes in weiter Ausdehnung hin mit seinen hölzernen Häusern und stählernen Brücken, seinem wohlbesetzten Kreml und seinem Markte, wo auf den Schall der großen Weiskaglade die Bürger sich versammeln mußten, mit seinen Kaufhäusern und Messplätzen und mit seinen

Klöstern, Kapellen und Kirchen, unter denen neben der ehemalsbigen Sophienkathedrale der griechischen Christen sich bereits um die Mitte des zehnten Jahrhunderts die »heilige Pämiza« erhob, in welcher die russische Republik dem abendländischen Handelsmanne bereitwillig gestattete, seine Kutacht nach römischen Kirchengebräuche zu verrichten.

In einer Zeit, da noch dickes Dunkel über dem ganzen Nordosten Europas lagerte, fand Rerogoreß schon als ein selbstständiges slawisches Gemeinwesen da. Durch seine vortheilhafte Lage an der alten Handelsstraße, die sich von Orichenland den Dnieper hinauf nördlich zum Wolchow wandte, vermittelte es hauptsächlich den Verkehr des Südens mit den finnischen Völkerschaften, während ihm zugleich die Karavanen der Bulgaren von der Wolga her die Schätze des Orients zum Umsatz gegen nordische Provvantie brachten. Als dann um die Mitte des neunten Jahrhunderts Rurik an den Ufern des Jmanases den Grund zum russischen Staate legte, erwähnte er Rerogoreß zu seinem Herrschersitze. Sein Nachfolger Oleg zog freilich schon mit den kriegerischen Hofsager der Rurikinger nach Kiow, ins mittlere Rusland. Doch wenn er auch durch diesen Schritt nicht wenig dazu beitrug, die Wolchowstadt dem Fürstenhause zu entfremden, so vermochte sie doch nichts mehr in ihrer politischen und mercantilen Entwicklung zu hemmen. Denn schon war die alte Slavenstadt der Hauptstammplatz der warägischen Krieger geworden, die in immer neuen Scharen vom nahen Skandinavien herübersiehend, gar bald über die einheimische Bevölkerung ein entschiede-

und Uebergewicht erlangten. „Die Kiewgoreden, schreibt der russische Chronist des elften Jahrhunderts, sind von würdigstem Geschlechte; früher waren sie Slaven“. Schon hatten hier am Wolchawstromo germanische Freiheit und nordischer Unternehmungsgeist eine sichere Stütze sich bereitet, und Kiewgorod als erste Stadt des russischen Reichs fühlte sich stark genug, um selbst den Weg des Ruhms und der Größe selbstständig, ohne Fürstenthilfe zu verfolgen.

Die Stellung, die sich Kiewgorod so errang, war freilich dem großfürstlichen Hause Kiewnorgs gemessen, und wenn die Stadt auch noch wie vor den höchsten Schieß nach Kiew feuerte, wenn ihre thatenlustige Jugend bei keinem Kampfe und bei keinem Zuge fehlte, der von den erobderungslustigen Kurislingen unternommen ward; das Band, das ihre Bürger ursprünglich mit dem Herrscherhause verbunden hatte, ward immer mehr gelockert. Als sich im Jahre 970 die Kiewgoreden an den kiewischen Großfürsten wandten, um einen Statthalter zu erlangen, und übermüthig ihm bedeuten, daß, wenn er keinen sende, sie selbst einen wählen würden, sagte sie der Herrscher verächtlich an: „Ja, wenn nur einer zu Euch gehen wollte!“ Dieses Mal blieb es noch bei Worten stehen. Zwaindvierzig Jahre später aber bricht offene Empörung am Wolchaw aus und als dann Jaroslaw den Thron bestiegt, rufen die Kiewgoreden nicht eher, als bis er ihnen Freiheit aller Art kriesslich versprochen und insbesondere das Recht der Selbstwahl ihrer Herrscher zugesichert hat.

Mit der Verletzung dieses Freitriefes kam über Norgerod ein neuer Geist. Hatte es bis dahin seine ganze kriegerische Thätigkeit dem Dienste der Großfürsten geweiht, so sann es jetzt auf eigene Machterweiterung. Noch lag der weite finnische Norden vom Ural längs des Eismeres bis zum baltischen Erbsitz unbeyraunt da. Dorthin ludte den Handelsmann schon lange der Erwerb des kostbaren Pelzwerkcs. Dorthin wandte daher der Freistaat jetzt sein Hauptaugenmerk und während anderthalb Jahrhunderte wurden von nun an jene Landschaften »hinter den großen Wäldungen«, wie sie die Chronik nennt, der Tummelplatz der norgerodischen Krieger. Bald zieht ein Haufen verwagener Freiweiber vom Wolchow aus, um zu den »eiserne[n] Pforten«, das Land der heutigen Estländer vorzudringen. Bald sehen die Feldherren der Republik mit ihrem Heere an den Ufern des Ladoga, um dort im wilden Kampfe die Finnen zu bezwingen. Im Jahre 1130 bringt sich schon alles Volk bis zum Lugaflusse unter der Herrschaft Norgerods. Nach allen Richtungen durchstreifen nun seine Einnahmehemer die neuverwundenen Lande, um »Eichhörnchens-« und anderes Pelzwerk einzustreiken. Drei Jahre später sind bereits die Annoshaer der Wotshora ihnen tributpflichtig und im Jahre 1137 zehnten die Wotshorländer des weissen Meeres dem heiligen Georgskloster am Wolchow.

Während so der Freistaat nach Norden und nach Osten zu immer größerer Macht gelangte und schon bis zu den fernen Wälderschaften des Ural den stolzen Wahlspruch sei-

ner Bürger: »Wer kann wider Gott und Großnothgorod!«
erwidern ließ, öffnete er den Beschwestern des europäischen
Westens bereitwillig seinen Markt und Hafen, um die Re-
producte der polaren Besitzungen gegen die seinen Fabrikate
des Abendlandes umzutauschen.

Und hier waren es wiederum die Deutschen, vornehm-
lich aber jene gothländisch-deutschen Kaufleute, die durch
Geschäftselende, Rührigkeit und Umsicht die ihnen darge-
botenen Vortheile am erfolgreichsten auszubenten und sich
gar bald des ganzen nordischen Geschäftes zu bemächtigen
wählten. Denn um auf diesem wichtigen Platze keinen an-
deren Fremden aufkommen zu lassen und auch aus der
Ferne den dortigen Handel sicher leiten zu können, suchten
die Deutschen sich schon früh bei den Nothgorodern die
Erlaubnis zu einer festen Niederlassung am Orte selbst
anzuwirken. Bald wurden ihnen hierzu von der Republik
in einem besondern Stadtquartiere die nöthigen Bauplätze
angewiesen. Dort gründeten sie nun ihre eigene deutsche
Kirche zum heiligen Peter. Um dieselbe herum führten sie
geräumige Waarenlager und Pachthäuser auf, reißt zahl-
reichen Werkbuden, Comptoiren, Wohnstuben und Versam-
lungshälen, und so entstand zu Anfang des dreizehnten
Jahrhunderts, wenn nicht schon früher, »der Hof der
Deutschen zu Nothgorod«, der nach seinem Schuttpatren
auch schließlich den Namen »Sankt Peter« führte. Wie
in Wladiv, nahm hier am Wolchow die deutsche Kauf-
mannsgesinnung den Lilienbusch in ihr Wappen auf. Durch
strenge Gesetze, denen sich jedes Mitglied der Genossen-

schaft, die Handelsherren und Handwerksmeister wie Gefellen, Lehrlinge und Padfnuche fügen mußten, sicherten sie das Gelingen ihrer neuen Niederlassung und richteten sich allmählich mit eigener Gerichtbarkeit, eigener Handelsordnung und Handelsbesenke hier inmitten der feindlichen Stadt ganz häuslich und behaglich ein.

Ihr Geschlecht, die »Schra dere Dhuischen to Kogarden«, die in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts aufgezeichnet sein mag, führt uns das innere Wesen und Getriebe dieser Siedlung lebendig vor.

An der Spitze der ganzen Niederlassung standen zwei Aeltermänner der Kaufmannschaft, der »Oiderman dhes Goves« und der »Oiderman Sane Petres«. Dem letzteren lag die Sorge für den Haushalt des Hofes und die Verwaltung der Zinsungskaße ob. Er trieb die Steuern ein, die jedes handelsreibende Mitglied der Gesellschaft je nach dem Werthe und der Menge der von ihm eingeführten Waaren zu entrichten hatte und nahm die Strafsgelder in Empfang, die nach erfolgtem richterlichen Ausspruch für irgend welch' Vergehen, Betrug, Waarenverfälschung, Geldunterschleiß, für Nachlässigkeit im Dienste, aufrühriges Verhalten gegen Vorgesetzte, Trunkenheit oder Schlägerden von den dabei Bethelligten zu erlegen waren. Oberster Richter war der Oidemann des Hofes, der auch die allgemeinen Versammlungen zu berufen hatte und die Leitung über das Ganze führte. Er sowohl wie der Aeltermann Sane Petres gingen aus der Wahl der Kaufleute hervor, wählten sich dann selbst vier Männer zu Schöffen und

bezogen auf den geselligen Rathell an Speteln und Straußgebern ihr besonderes Einkommen. Außerdem stand dem vorstehenden Wethmann das Recht zu, sich nach eigenem Gutdünken eine Wohnung auf dem Hofe auszusuchen. Von die übrigen Häuser mußten die Kaufleute loosen. Diese Wohnungen mochten jedoch klein und nur für die Nachtruhe geeignet sein. Die langen Winterabende brachten daher die Handelsherrn, nach Schluß des Geschäftes, in der »großen Stube« zu, die als Versammlungsort und Speisesaal diente. Ein ähnliches Local, die sogenannte »Kinders Stube«, war zu ähnlichen Zwecken für die jüngeren Handelslehrlinge, Gefellen und Knechte eingerichtet.

Mit Ausnähme der Geschäftsverbindungen unterhielt der Hof nur geringen Verkehr mit den übrigen Bewohnern der Stadt. Zu Dienstleistungen innerhalb seiner Ringmauern wurden daher nur Deutsche zugelassen. Eine eigene Hofbrauerei lieferte hier den süßen Wein, der aus Honig, Wasser und Hopfen zubereitet wurde. In dem »Saent Peterskessel« mußte alles Wachs geschmolzen werden, wie auch Saent Peter seine eigenen Hohnleierlagen hatte. In Gemeinschaft mit Russen durften keine Geschäfte getrieben werden. Bei Strafe von fünfzig Mark Silber war jedem deutschen Kaufmann des Hofes geboten, sein Gut mit den Russen in »Kumpanie« zu haben und der Russen Gut nicht als Frechtgut zu führen. Verbrecher mußten auf dem Hofe selbst, im »Thurne« bei Wasser und Brod ihrer Straßrut absitzen. Starb ein der Gemeinde angehöriger Deutscher in Krogorod, so nahm der Begräbnißplatz Saent

Meist seine Brüche auf. Andere Deutsche, die sich in Neogorod aufhielten, ohne sich der Innung anzuschließen, durften nur mit besonderer Erlaubniß des Rathsmannes den Hof betreten. Um solche Fremde, so wie Diebe und Gesindel am nächtlichen Einschleichen zu verhindern, waren für den Hof und die Kirche eigene Wächter angestellt, die zu bestimmten Nachtsstunden auch die großen Kettenhunde loslassen durften.

In diese fast klösterliche Abgeschlossenheit des Hofes trat aber alljährlich periodisch, wenn die deutschen Kaufahrtsschiffe mit ihren reichen Waarenladungen anlangten, ein neues, verändertes Leben ein. Nach dem damaligen Brauche unternahmen nämlich die Neogorodfahrer ihre Reisen nicht einzeln, sondern stets in Gesellschaft von Mehreren auf zahlreichen Schiffen. Solche Compagnien hießen »Bahrien« und unterschieden sich, je nachdem sie im Frühjahr oder im Herbst die heimatlichen Häfen verließen, um dann während des Sommers oder während der Wintermonate ihrer Geschäfte in Neogorod zu besorgen, in Sommer- und Winterfahrer. Eine jede dieser Bahrien brachte, den Vorschriften des Hofes gemäß, ihren eigenen Priester mit. Auch mußten noch vor der Ankunft im neogorodischen Gebiet, das sich damals bis zur Neumündung erstreckte, die beiden Rathsherrn gerathet und von jedem Mitgliede der Gesellschaft die geschätzten Waaren Steuern entrichtet werden. Langte nun die Bahri bei der Neua an, so warteten ihrer dort Boten oder Lichtschiffe zum Umladen der Güter. Denn wegen des ungleichen

Fahrgewässern der Neva und der Wolga konnten die großen Seeschiffe sich nicht in jene Flüsse wagen. Von hier bis nach Nowgorod hinaus trug daher die Republik gegen Vergütung der Unkosten die nöthige Sorge für den Transport der Waaren. Nach der endlichen Ankunft in Sankt Peter bezog dann die neue Gesellschaft ihre Hofwohnungen, die Güter wurden in den dazu bestimmten Klammern untergebracht und die bereits gewählten Kellnerleute übernahmen nun für die nächsten Monate die Leitung des Hauses.

Es gelingen durch deutsche Betriedsamkeit in Nowgorod wie auf Oestland diese Handelskristungen, die unter sich wie mit dem Mutterlande im engsten Verbande lebend, gar bald dem deutschen Wesen in allen nordischen Gebieten Ansehen und Einfluß zu verschaffen wussten, zur selben Zeit, da jene Ritterkolonien am Embach, an der Edna und im Weichwassale, durch festen Anschluß an den deutschen Orden neu gekräftigt, das Haus der deutschen Kirche hier zu sichern und zu erweitern strebten. Und als nun mit dem Fall der Hohenhausen der alte Geist der Zwietracht im Reiche wieder wach ward, die deutschen Nord- und Ostseehäute aber zum Schutze ihrer Freiheiten und ihres Handels die Hanse gründeten, die durch weitverzweigte Verbindungen mit Nowgorod, Wioty, Riga, Kessel, Dorpat zu rascher Blüthe sich emporstreckte, da hob für dieses baltische Küstendeutschland eine neue Zeit des Ruhmes an. Und an die Spitze des mächtigen Städtebundes trat jetzt das reichsfreie Lübeck, um während zwei Jahrhunderte dem deutschen Volk im Norden Kraft und inneren Halt zu geben.



Anmerkungen.

- 1) Geſch. I. Einhardi annales ad a. 804. Paris monumenta Germaniae historica. T. I. 181. Einhardi vita Karoli c. 7. Paris II. 446. La Germanie au huitième et au neuvième siècles, son introduction dans la société civilisée de l'Europe occidentale in Mignet Notices et Mémoires historiques T. II. Paris 1843.
- 2) G. 2. B. 19. Classicae Meissnerae ad a. 806. Paris I. 308 und Geſchichte von Stadt Magdeburg I. 8.
- 3) G. 2. B. 20. Offensicht ist das heutige Jhrer; Dahlmann, Geſchichte von Dänemark I. 24.
- 4) G. 2. B. 26. Dahlmann, Geſchichte von Dänemark I. 22.
- 5) G. 2. B. 10. Ueber Karls Nipungen per Einhardi annal. ad a. 800.
- 6) G. 4. Vita S. Anskarii ed. Dahlmann. c. 12. Paris II. 698 und Geſchichte, nordische Geſchichte I. 164 u. folg.
- 7) G. 4. B. 26. Schumann, Geſchichte v. niederſächſiſchen Volkes, Seite 193 Anmerk.
- 8) G. 8. B. 7. Dahlmann, Geſch. von Dänemark I. 108.
- 9) G. 8. B. 12. Geſch. Geſch. von Schweden. I. 131.
- 10) G. 8. B. 20. Richter, Kirchengeschichte von Dänemark u. Norwegen Th. I.
- 11) G. 9. B. 9. Sammlung per dänische Geſchichte, Sprache, König Anskarii und Leifonius von J. G. Schlegel Th. I. 175. Kopenhagen 1771.
- 12) G. 9. B. 10. Antiquitates Americanae ed. Rafs. Haaviae. 1837.

- 13) Q. 10. Ebers Bericht in Daffmann, Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte Th. I. Eifer, Gesch. v. Schwaben I. 83.
- 14) G. 11. 3. 2 u. 11. Eilgerus Beschreibungen über Japan u. über Japanesen. Mémoires de l'académie des sciences de St. Pétersbourg VI^e Série. Sciences historiques et politiques II. 563 et 183. "St. Pétersbourg 1834.
- 15) G. 11. 3. 18. „Fulmen septentrionis, fatale malum omnibus Danorum inuadis" Adami gesta Hammaburgensis ecclesiae pontificum ex recens. Lappenbergii Lib. III. c. 16. Daffmann, Gesch. von Dänemark II. 130.
- 16) G. 11. 3. 24. Daffmann, Gesch. v. D. I. 124. Schen, Historie of Denmark. IV. 120. La Chronique de Nestor publi. par Louis Paris I. 146. Paris 1834.
- 17) Q. 12. Lappenberg über die Chronologie der ältesten Geschichte der Dänen des Erzbischofums Hamburg in Berp. Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, IX. Hannover 1847.
- 18) G. 13. 3. 18. Chronicon Montis Saceri recensuit A. Eckström. 184. Halle 1844. Liber de fundatione Monasterii Goserensis in Chronicon Montis Saceri ed. Mader. 207. Helmstedt 1663.
- 19) G. 13. 3. 20. Adam Bremens. III. 31.
- 20) G. 16. 3. 2 und 10. Adam Bremens. II. 66 und III. 2.
- 21) G. 16. 3. 12. „Virgo, ut crebatur, ab utero matris permanset." Lambert ad a. 1072.
- 22) G. 16. 3. 17. Adam Bremens. III. 1.
- 23) G. 16. 3. 23. Es scheint, daß Walbert vor seiner Erhebung zum Erzbischof von Bremen am kaiserlichen Hofe das Amt des Kanzlers für Italien bekleidete. Eine Urkunde, datirt vom 22. Jan. Franz 1045 (Paricelli de martyr. Melchior. 489), auf die mich Battandach aufmerksam gemacht hat, ist unterschrieben von Walbert, der hier Kanzler für Italien genannt wird. Damals war Walbert noch nicht nach Bremen berufen, denn sein Vorgänger Dupla starb erst am 15. April 1045. Folgender spricht für unsere Annahme der richtigsten Ursache, daß der Kaiser Heinrich III. bei der Besetzung der erzbischöflichen und bischöflichen Stühle sein Augenmerk besonders auf sein Kanzler warf. Auch hierfür hat Battandach interessante Beiträge gesammelt; so war Adalolfus

Kaizer für Italien und zugleich Bischof von Mainz, ebenso
 Konrad Kaizer für Italien und dann Erzbischof von Salerno
 (Hermann Contractus ad a. 1047). Einste Oberstark Kaizer
 für Deutschland und später nach dem Tode des Konrad
 Bischof von Mainz (Böhmer Regesten), endlich Theoderich
 Kaizer für Deutschland und dann Bischof von Trier (Herr-
 mann Contr. ad a. 1047).

24) G. 17. J. 1. 14. 18. 20. Adam Bremen. III. c. 2. 3 und 4.
 16. 9 und 25.

25) G. 18. J. 1. Adam Bremen. III. 38.

26) G. 18. J. 10. Bruno de bello Saxoniae. cap. II. Peris monu-
 menta V. 330. Adam Bremen. III. 69.

27) G. 18. J. 17. 18. 21. 22. 24. Adam Bremen. III. c. 2. 23.
 37 und 61. 35 und 37. 38.

28) G. 19. J. 9. 20. 21. 28. Adam Bremen. III. c. 5. 7. 30. 32.

29) G. 20. J. 12. Adam Bremen. III. 40.

30) G. 20. J. 15. Adam Bremen. III. 69. IV. 35.

31) G. 20. J. 25 und 28. Adam Bremen. III. 23 und 31.

32) G. 21. J. 30. Lambert annales ad a. 1062.

33) G. 22. J. 22. Adam Bremen. III. 70. IV. 24. Sappenberg,
 Chronologie der älteren Bischöfe Mainz. S. 423.

34) G. 23. J. 3. Gejer, Gesch. v. Sachsen. I. 30.

35) G. 23. J. 7. Sappenberg, Chronologie a. f. w. S. 423.

36) G. 23. J. 14 und 18. Adam Bremen. IV. 16. 19 und 25.

37) G. 23. J. 24. Adam Bremen. II. 19. Böhmer Annalen von
 Sachsen. III. 69. 70. 71. Die Hoftage von Jütten. 158.

38) G. 23. J. 28. Adam Bremen. II. 19. Sappenberg hat hier
 mit sorgfältiger Kritik statt der älteren Ansicht: „XLIII die“ nach
 der älteren Handschrift die Ansicht „quarta decima die“ aufge-
 nommen. Jedoch läßt es fraglich, ob die Kaufleute bei die-
 sem Jahresfeste mit ihren Familien, schweren Schiffen, mit man-
 gelhafter Ladung und bei der Unsicherheit der damaligen
 Kauffahrt die Reise vom Kauffort bei Ober die Havel, mittels
 eines Weg von etwa 180 Meilen in 14 Tagen zurücklegen konnten.

39) G. 24. J. 15. Lambert ad a. 1064. Adam Bremen. III. 46:
 „et jam consulatum adeptus est, jam senectus annulis rebus

possedit arcem capitoli, non tamen sine insidia, quae semper gloriam sequitur."

40) G. 24. B. 24. Lambert ad a. 1066.

41) G. 25. B. 3. 9. 19. Adam Bremens. III. 47 u. folg. 49 u. 50. 61.

42) G. 26. B. 2. 13. 20. Adam Bremens. III. 58. 62. 63.

43) G. 26. B. 23. Adam Bremens. III. 64. 66. Lambert ad a. 1072.
Die Magaben verliessen am einen Tag.

44) G. 26. B. 26. Adam Bremens. III. 67.

45) G. 29. B. 1. Eusebius, Hamburger Klostergesch. I. 443. Hamburg 1723.

46) G. 29. B. 8. Dapfmann, Gesch. v. Dän. I. 308. 313.

47) G. 29. B. 16. Dapfmann, Gesch. v. D. II. 146.

48) G. 29. B. 21. Gieser, Gesch. v. Schweden. I. 144.

49) G. 29. B. 27. Ueber das Jahr 1158, als das die Entdeckung Helands kann kein Zweifel bestehen, da Heinrich der Dritte in seiner Chronik zum Jahr 1225 ausdrücklich bemerkt, vor Jahren und sechszig Jahren sei der heilige Kaiser durch französische Schiffe aufgefunden. Gruber, originalen Livonian sacrae et civilis. Francofurti 1740. G. 177. Statt der am Rande von Gruber angegebenen Jahreszahl 1224 ist nämlich, wie schon gesagt werden wird, 1225 zu lesen. Dasselbe Jahr 1158 gibt auch Thomas Salm in seiner Geschichte und litterarischen Geschichte an; Monumenta Livonica antiquae I. 65. Oben's Hülfsbuch Wissen in seiner Chronica der Provinz Estland, Rostk. 1584. G. 3: „In dem Jar unseres Herrn 1158 hebben de Drense Keescheppe Estland ontdeckt ongheseyt." Und wenn auch Franz Sprengel in Aufang seiner „verbreiteten Sachen und Geschichten von der ersten Christianen der alten Provinzen Estlandts" (Monumenta Livonica II. 14) schreibt, es sei doch für das Jahr 1148 oder 1158 aufzuheben soll, so stimmt er doch späterhin in den Jahren G. 127 an, daß „gerade im Jahr 1158, da Sibid zu Hause angekommen ist, die Drense Keescheppe aufgefunden haben". Eine neue Nachrichten über das Jahr der Entdeckung Helands von H. Pabel in Hungen's Archiv IV. habe ich nicht kennen lernen.

50) G. 34. Jacob Grimm, Geschichte der deutschen Sprache. II. 717 u. folg. Gieser, Geschichte v. Schweden. I. 87. Da der

- Namen der Götter ohne Zweifel aus der Benennung Wälder oder Götter entstanden ist, so steht ich die Echtheit der Götter der hebr. Götter, Götter oder Götter von. Heinrich der Dritte und die nicht-italienischen Geschichtler schreiben überall Götter, nicht Götter.
- 51) G. 35. 3. 17. Man schlägt die Bedeutung der Götter auf eine 622000 Seiten an. Beschreibungen der gelehrten christlichen Göttergeschichte zu Tübingen. I. 19.
- 52) G. 36. 3. 16. Heinrich der Dritte spricht überhaupt von weltlichen Königen der Götter, überall nur von den Göttern. Origines Livon. 109.
- 53) G. 36. 3. 18. Origines Livon. 109.
- 54) G. 36. 3. 23. Origines Livon. 64. 32. Beschreibungen aus dem Versteck der Geschichte von, Götter und Göttern. I. 179. Beschreib. der ebn. Götter. I. 48.
- 55) G. 37. 3. 3. Orig. Liv. 68. 155. Beschreibungen u. f. w. II. 342.
- 56) G. 37. 3. 15. Jacob Grimm, über das finnische Götter in Götter Götter. f. v. 19. v. G. I. Beschreibungen Götter von Göttern, Göttern und Göttern in den Versteck. der ebn. Götter — Göttermann hat die christlichen Götter zuerst bekannt gemacht. Kruse's Geschichte der ebn. Götter. G. 175—187, und Kruse, Götterproben II. 236—255.
- 57) G. 37. 3. 1 v. u. Die Geschichte ist ein hervorragendes Instrument.
- 58) G. 40. 3. 21. 23. Kruse hat mich zuerst bekannt gemacht, daß unter dem „Götter mit goldenen Göttern und goldenen Göttern“ wahrscheinlich der originale Götter, der Götter oder Götter Götter vorhanden werden muß, wie denn auch Göttermann diese letzte Benennung in seiner Beschreibung beibringt.
- 59) Die Sage von Göttermann Göttermann hat sich sehr mit der geringen Veränderungen in dem finnischen Götter: „Göttermann Götter“ wieder, welches Platin aus einer schwedischen Nachbildung überträgt hat.
- 60) G. 44. 3. 20. Göttermann ist der Götter der Göttermann, ein Götter Göttermann.
- 61) G. 46. 3. 5. Orig. Liv. 267. Kruse, Geschichte der christlichen Göttermann. 143.
- 62) G. 46. 3. 18. Vita Andree. v. 30. Adam. III. 16

- 81) G. 51. B. 17. Orig. Liv. 129, 161. Beschlg. k. rha. Ges. I. 51.
- 82) G. 51. B. 23. Annalen Olai ad a. 1302. Langebek scripta rer. Dan. I. 181.
- 83) G. 52. Der Name der Götter war den alten Russen unbekannt. Rostok nennt sie überall Idoleben. Rostok Russen v. Schläger. II. 40. III. 34.
- 84) G. 52. B. 17. „Grotto Scythica.“ Geographica. I. 133.
- 85) G. 52. B. 19. Karamsin, Gesch. der russischen Reichth. II. 18. Deutsche Uebersetzung. Wigo 1820.
- 86) G. 52. B. 21. Rostok Russen II. 105.
- 87) G. 52. B. 5. Platon nahm besonders im Anfang des christlichen Jahrhunderts untersteltten Antheil an den Sagen der Krieger nach Göttern. In Russland gehörte den Platonern die Habschaft Thelema. Orig. Liv. 51. 170.
- 88) G. 52. B. 7. Hier wird Sagen der Krieger gegen die christlichen Idoleben (i. die russische Götter in den Memoiren der gelehrten Historik, Seite VI. T. I. Im Jahre 1111 steht der Fürst Simeon gegen Odischa, das christliche Odis (i. Wacht, Ustsch. Chronik. II. 16 und Mémoires I. 312.); im Jahre 1116 stand er Odis (Mémoires I. 312.); im J. 1133 werden die Krieger im christlichen Odis (Mémoires I. 326.); im J. 1134 werden sie Odis (Mémoires I. 327). Im J. 1191 steht Jaroslav gegen die Götter (Karamsin. III. 71. Krast. Urgek. 566).
- 89) G. 52. B. 13. „Livones Woldemare (sc. regi de Plouche) tributa solvunt.“ Orig. Livon. 3. Karamsin III. 49.
- 90) G. 52. B. 21. Karamsin, das russische Reichthum, der russische Krieger der Russen lag etwa 15 Meilen oberhalb Karamsin. Krast. Urgek. 566.
- 91) G. 52. B. 21. Geschl. der Rote nennt den Fürsten Odisch: Odisch.
- 92) G. 52. B. 21. Odisch wird in der Chronik Odisch genannt. Krast. Urgek. 566.
- 93) G. 52. B. 22. Krast. 553 u. folg.
- 94) G. 54. Den russischen Staatsmann hat hier der Kaiserliche Geschichtschreiber des Kaiserlichen Reichthums so richtig gesagt wie Odisch in seinem Buche: „das russische Reichthum und deren Ge-

- „all“, abgedruckt in der allgemeinen Zeitschrift für Geschichte von Schwedt. V. Heft 1846.
- 95) G. 55. B. 7. Orig. Livon. 1. Arnold Lubentius VII. a. 8.
- 96) G. 55. B. 18. Orig. Livon. 2. Die Worte „paulo ante“ sind hier wahrscheinlich zu streichen. Verfolg. der chr. Gef. II. 83. Der Kaffar kauft aber heimlich den Fellen.
- 97) G. 56. B. 3. Bruch VII. 9. „Est enim eadem terra fertilis agris, abundans pascuis, irrigua fluvio, nulla aliis placent et incolitas nemorena.“ Der Abt Bruch lebte in Sibirien, hatte mithin durch die hiesigen Zerkowitzer eine Nachrichten aus russ. Land.
- 98) G. 56. B. 9. Garter, Jenering III. 1. 296. Hamburg 1834.
- 99) G. 56. B. 13. Bruch, Verfolg. 554.
- 100) G. 56. B. 17. „Est enim consuetudo regum Ruthenorum, quoscunque gentem expugnaverint, non sibi Christianae subijcere, sed ad salvandum sibi tributum et pecuniam subjugare.“ Orig. Liv. 85.
- 101) G. 57. B. 1. Hebr die Worte „idem predicator“ a. i. m. Orig. Liv. 4. Kaufm Kaffar über Christen z. z. 83. In dem weiteren Verlauf der Erzählung folgt ich ganz dem Bericht Christen, welche vorher nur gelegentlich auf die Hauptstücke an sich haben.
- 102) G. 58. B. 1. Hamburgisches Versteckbuch herausg. von Zeyherberg. G. 247 u. 248. Diese päpstlichen Schreiben vom Jahre 1188 sprechen auch nicht von einem episcopus Livonensis, sondern nur von Bischof Inocentius, d. h. zu Rom.
- 103) G. 58. B. 19. In Stephani Baluzii Miscell. ed. Mancel III. 384. Lucas 1762 ist ein Schreiben des Papstes Clemens III. enthalten, das die Unterschrift: Livonensi Episcopi führt. Es muss sich im Jahre 1191, mithin nach der „heiligen Bischof“, dessen Stiftungsurkunde verloren ist, bezieht der dem Jahre 1191 gegründet sein. Auf dieses wichtige Schreiben hat mich Philipp Jaffé aufmerksam gemacht, der augenscheinlich mit dem großen Werke der Edition und Herausgabe der päpstlichen Schreiben bis zum Jahre 1200 beschäftigt ist. Durch dieses Schreiben Clemens III. erhält der seine Nachfolger Innocenz III. vom

27. April 1193 „ad episcopum Livoniensem“ seine Beglaubigung; f. desselbe in den Mittheilungen aus dem Archiv der Liv. Bischöfe u. f. w. Geschichte III. 323.

104) G. 58. B. 14. Arnold, Lab. VII. 9.

105) G. 58. B. 20. Die livländische Armburggraf Ulrich von Wismar, (herausgegeben von J. Hirsig in der Bibliothek des livländischen Archives in Stuttgart. 1844. Band VII.) nennt Ulrich „ein vromen hilt“ z. 498.

106) G. 60. B. 5. Dieser des Liv. Bischöfs des Liv. Bischof war nur das Letzte, was er selbst uns gelegentlich über seine Wirkthätigkeit mittheilt. Seines Jahres 1207 seiner Ehrenall führt er sich als Schüler des Bischofs Albert an (orig. Liv. 52.). Im Jahre 1208 vertritt er den Bischof bei den Unterhandlungen mit den Esten (orig. 56.). Im Jahre 1212 tritt er als Bevollmächtigter bei den Verhandlungen mit den Ruten von Thoreha (orig. 68.). Im Jahre 1215 schickt er sich mit dem Bischof von Riga an, hauptsächlich um diesen nach Riga auf die große Kirchenversammlung zu begleiten (orig. 102.). Im Jahre 1216 folgt er dem Heere der deutschen Ritter, die einen Feldzug gegen Esten unternahmen (orig. 109.). Im Jahre 1220 schickt der Bischof Albert ihn als Botschafter nach Oliva (orig. 143. 148.) und im Jahre 1227 befehligt er als Hauptmann der livländischen Heeresführung der Deutschen gegen die Insel Oesel. — Seiner Ehrenall ist lebhaft geschrieben und reicht von der Gründung des livländischen Bisthums bis zum Jahre 1227. — Im Jahre 1740 wurde sie zum erstenmal nach einem hundertjährigen Manuscript vom Gelehrten J. D. Gruber herausgegeben und von diesem mit trefflichen Anmerkungen versehen. Jedoch war das Manuscript, dessen Gruber sich bediente, unvollständig; vier Seiten, welche die Geschichte des Jahres 1221 enthielten, waren herausgerissen. Im Jahre 1747 überlegte dann Wink, welcher Ritter der Oesele zu Ansetzung auf Oesel war, das Gruberische Werk und lieferte nach einem russischen Manuscript des jenseitigen Bischofs. Bei der Benutzung dieses Werks hat man darauf zu sehen, daß vom letzten bis zum letzten Kapitel alle am Rande bemerkten Jahresangaben, von denen keine von Grün-

- nicht dem Kaiser selbst überliefert, immer nur ein Jahr früher der weltlichen Inhaberschaft zurückbleiben. Der Grund hiervon liegt darin, daß Erzbischof alle Bekehrungen, die Bischof Albert zu seiner ersten Überfahrt nach Island wissen mußte, in das Jahr 1198 gesammelt bringt. Wenn aber Bischof Gottschalk, wie oben sich bei ihm berichtet, am 24. Juli 1198 starb und Albert im selben Jahre zu seinem Nachfolger ernannt ward, so dürfte ihm bekannt sein, nach Gottschalk aus Dänemark zu wissen und schon zu Weihnachten desselben Jahres 1198 in Magdeburg mit Philipp von Schwaben zusammenzutreffen. Dieser Philipp war im Jahre 1198 in Magdeburg (s. Schwabens Regesten) noch Albrecht, sondern beide sahen sich erst am Weihnachtsfest des Jahres 1199, nachdem der Bischof im vorstehenden Jahre in Gottschalk aus Dänemark gekommen war. Im Frühjahr 1200 schickte er sich dann nach Island ein und versetzt ist die ganze geographische Rechnung zu verstehen. Trifft man also zu dem von Erzbischof angenommenen Jahre immer ein Jahr zu, so stimmt auch die Chronologie übereinstimmend mit derjenigen der sonstigen gleichzeitigen Verhältnisse überein. Danach unterzeichnet Waldemar von Dänemark seinen Zug gegen Dithmarschen nicht, wie Erzbischof angibt, im J. 1205, sondern im J. 1206, was durch das Chron. Island. bestätigt wird; nicht 1214 sondern 1215 ist der Tod zu Rom; nicht 1215, sondern 1216 trifft Bischof Albert mit Friedrich II. in Gagnone zusammen (s. Schwabens Regesten); nicht 1218 sondern 1219 geht Waldemar nach Island (s. Dörmann, Gesch. v. D. I. 369); nicht 1219 sondern 1220 ist Friedrichs Kaiserkrönung (s. Schwabens Regesten); nicht 1223 sondern 1224 ist Darpal erbtet (s. Schwabens Regesten und v. G., Islands u. s. n. IV. 56). Die weiteren Beschlüsse meiner Berechnung möchte ich hier anführen, wenn sie nicht erst genauer mit denen der von Gagnone angeführten übereinstimmen. Es dessen ausführliche Verarbeitung zu einer neuen Ausgabe Geschichte des Islans in dem Verlage v. d. H. II. 47.
- 107) G. 60. B. 16. Meinardus, „*vir vitae venerabilis et venerandus civitatis*“. Orig. Liv. I.
- 108) G. 60. B. 17. Von Gagnone sagt der Abt Arnolt, „*considerant esse in vico gratiam conversationis, temperantiam sa-*

- beletatis, modestum potentiae, virtutemque abstinentiae, instans praedicationis, iocunditatem affabilitatis". VII. 9.
- 109) Q. 41. B. 10. A. Q. v. Basse über den Beschäftigungsraum des Bischofs Albert von Riga in Riga selbst, aus d. Gesch. v. L. v. IV. 1. — Ueber Alberts Leben s. das Leben unter am Ende des V. Kapitel.
- 110) Q. 41. B. 22. Fappenberg's Hamburger Hist. S. 256.
- 111) Q. 62. B. 5. Arnob sagt VII. 9 von Albert: „qui cum adhuc juvenis foret arte, magis morum pollebat maturitate. Et quia vir parentatus erat, consulas fratribus et amicis, in vias Dandis cooperatores habebat plurimos. Nec facile exprimere poteris, quantum inveniri gratiam apud Reges et magnates".
- 112) Q. 62. B. 15. Orig. Lit. 144. „venerabilis senex Albertus" im Jahr 1220.
- 113) Q. 62. B. 25. Fischer, Innocenz III. Verb. II. S. 691. Bemerkung 168. Hamburg 1834.
- 114) Q. 63. B. 6. Hamburger Hist. S. S. 280.
- 115) Q. 64. B. 11. Aufschicht, nach. Gesch. I. 31. Heinrich v. Selb spricht nur einmal von Riga, orig. Lit. 147. Dem Bischof Gebhard sagt Arnob ausdrücklich, daß er sich in Riga eingeschifft habe.
- 116) Q. 65. B. 20. Nach den Werken Heinrichs „pro sede sua" (orig. 18) steht es, daß Albert seinen bischöflichen Sitz nach Riga verlegt habe.
- 117) Q. 67. B. 11. Schon sein J. 1198 spricht Heinrich von einem „locus Riga" aus sein J. 1200. „locum, quem Riga appellat" (orig. 12. 19).
- 118) Q. 67. B. 14. Arnob, Orig. 546. Kaiserl. Befehl, Statist. aus Geogr. der Kaiserlichen Reichs. 67.
- 119) Q. 67. B. 21. Im J. 1201 ist Albert nach Riga geschickt, und im denselben Sommer wird Riga gegründet, orig. 20. Arnob kann sein Urteil nicht abgeben über das Jahr der Gründung Riga.
- 120) Q. 68. B. 2. „Campus belli dulcinus." orig. 67. 96.
- 121) Q. 68. B. 6. Föderer Urkundenbuch Q. 61. — Bsp. deutscher Verfassungsgesch. I. Anlage 2: über die Gründung in den germanischen Verfassungen. S. 187.

- 122) G. 68. B. 8. Daß die Unfähigkeit zwischen Koenigreich und den geistlichen Deutschen, welche im J. 1188 eine lange Handels-
 herrn zur Folge hatten, nicht gänzlich auf hat solche Empor-
 kommen Nigot einwirken mußten, welche die Koenigreiche über
 Ploßten ihren Handel treiben konnten, hat Zährberg in seinem
 Untersuchg. zur älteren Gesch. Russlands G. 136 nachgewiesen.
- 123) G. 68. B. 14. Schluß zur älteren Gesch. Nigot im vierten
 Bande der Museum Livon. antiq. G. CXXXIX.
- 124) G. 68. B. 22. Das Städteappan Nigot vom J. 1226. Museum.
 Livon. ant. IV. G. XV.
- 125) G. 68. B. 24. „Densque de Duffik Stadt Formen nachschafflich
 das Meier ist vieler Duffikischen Erde nahe Beschäftigt, und ist
 es fast ganz Duffikisch als der Duffik genannt.“ Russens Ein-
 leitung zu seiner Übersetz.
- 126) G. 69. B. 19. „per omnes viros et plures et Ecclesias.“ orig. 46.
- 127) G. 70. B. 3. Ueber den Ritter Konrad von Rosenberg, der im
 J. 1301 mit Daniel von Samartow nach Vohant zog, während
 ein anderer Ritter von Rostow zwei Jahre später eintraf,
 orig. Liv. 20. 22. 30. 32. 36. Ueber Konrad von Rostow
 oder Rostow, Rappenberg, hand. II. G. 310. Ueber den Grafen
 Heinrich von Rappenberg (orig. Liv. 52. und Rappenberg
 h. II. G. 269. Ueber Heinrich von Rostow, Origines et
 antiquitates Rostowenses, Rostow und Rostowian bei Glin
 Glin von Rostow. I. 42 u. folg. Leipzig 1713. Rappenberg h.
 II. G. 275. Ueber den Grafen Konrad von der Rostow (orig.
 Liv. 75. Ueber Rostowian (orig. 72. 169.
- 128) G. 70. B. 18. „Conversus et baptizatus tota Livonia.“ Orig.
 Liv. 43.
- 129) G. 70. B. 27. „qui more militari tam in equo, quam in se
 ipso, bene doctus“ orig. 30.
- 130) G. 75. B. 26. Orig. Liv. 53. Grosse Übersetzung in (angef.
 Ausgabe G. 54.
- 131) G. 76. B. 13. Ueber Rostow v. Zährberg, orig. 59. Grosse
 und Zährberg, historisch-geographisch-historisch vom Rostow-
 jahr Magdeburg. II. 169. 170.
- 132) G. 76. B. 24. „cum esset Gerike semper in laqueum et

- quasi in diabolum magnum conuersus in ipsa parte Danie habitantibus." orig. 62.
- 133) G. 77. 3. 25. „juxta Danum usque Gerike totidem (sc. decem) diebus." orig. 172.
- 134) G. 77. 3. 27. Ueber die Errichtung der Kirchen zu Tilsandauke im J. 1202 orig. 22.
- 135) G. 78. 3. 2. Die Erben vernichten von Anfang an die Kirche mit dem Deutschen. Orig. 36. 41. 50.
- 136) G. 78. 3. 20. Ueber den Jochain und die den Erben anvertrauten Kirchenschatzen. Orig. Liv. 79. 81. 94. Ueber die Errichtung der Kirchen in Thesche, Ruffpelt, Kopa, Thumda, Kalsma, an der Grenze u. s. w. Orig. Liv. 43. 44. 47. 52. 74.
- 137) G. 78. 3. 23. Ueber die advocatia f. orig. 44 seq. Ueber den wider von Heinrich v. T. namentlich angeführten Wreocaten sehen wir den Priester Wolfram (orig. 46). Bischof von Tilschstein (ar. 72. 109), Bischof von Wertheim, dem der Bischof Wolfram von Tilschstein als Wreoc in Thumda folgt (ar. 91), Daniel v. Barenste in Franckenstein (ar. 67) u. s. w.
- 138) G. 79. 3. 1. „Livonian cum omni domilio et jure ab Imperatore recuperat." Orig. 48. 46.
- 139) G. 79. 3. 17. „Locus prophetarum." Orig. 34.
- 140) G. 81. 3. 2. Albert überläßt den Schwertbrüdern den heiligen Thron von Hieland „cum omni jure et domilio" orig. 48. Wie er im J. 1209 dem Ritter Kholth von Jerschen die Burg Ranspoken als Lehn gibt, muß dieser die Zerstörung des Ortes dem Orden einräumen. Orig. 60, welcher schließlich im J. 1212 gegen den Feindbischof Ratlos ausgetauscht wird, Orig. 91.
- 141) G. 81. 3. 13. Ruhl, Offenerstungen, I. 236.
- 142) G. 81. 3. 19. Ueber den heiligen Stamm der Wenden. Orig. Liv. 44. 173. Die „fratres militie de Wenden" werden zuerst beim Jocher 1208 genannt, Orig. 56. Im J. 1210 beklagen die Orden die Burg Wenden, orig. 69. Zerschberg, Hainrichsburg Altona u.s. Gsch. G. 191.
- 143) G. 81. 3. 22. Albinus von Pölitz stirbt im J. 1215 als er sich auf Hilte der Ofen zu einem neuen Bisthum gegen die Deutschen gewandt hatte. Orig. Liv. 108.

- 144) G. 85. B. 15. „Villendo non Villino“, Orig. Liv. 176. Der Name Villendo ist der Name von Wilja-ando, die Herrgotts-her, da die Umgegend besonders reich an Korn ist; s. Ursch. des estn. Volksb. 99. — Ueber die erste Belagerung Villandos durch die Deutschen im Jahre 1211 s. Orig. 71. 72. — Constanzanus heißt „hinter dem Hirschkirchhofen gelegen“. Gewöhnlich, der estn. Gesch. I. 54.
- 145) G. 86. B. 21. Jahr 3. 1215 heißt es: „Tota Estonia servit excepta castra Livoniam.“ Orig. Liv. 98.
- 146) G. 88. B. 2 von unten. „cum annis melioribus, qui fuerant in Russia“. Orig. Liv. 125.
- 147) G. 91 bis 93. Bei der Darstellung des Jagstiebes Friedrich II. bin ich hauptsächlich Kummer Gesch. der Hochmeister gefolgt.
- 148) G. 96. Dahlmann, Gesch. v. Estl. I. 361 u. folg. Schwan, Regesten der Kaiserthümer von 1198—1254. Erste Abtheilung. G. 79.
- 149) G. 97. B. 2. Gehen, Historie of Denmark. IX. 750.
- 150) G. 98. B. 12. Orig. Liv. 128, mit hiesiger Übersetzung.
- 151) G. 99. B. 10. Damit zu vergleichen Gehen's Bericht, zu Orig. Liv. 130 mit Dahlmann, Estn. Gesch. I. 370.
- 152) G. 100. Schmidt der Letzte erzählt hier als Aussage von den Belagerungsversuchen der Dänen im Ostlande, welche er im Jahre 1220 von Albert abgeschrieben hat. Orig. Liv. 143.
- 153) G. 101. B. 1. „Dum sacerdotum tuorum, quasi in manibus alienis, miserunt.“ Orig. Liv. 143.
- 154) G. 101. B. 16. „Der Bischof Vilando“, so nennt Dahlmann Gesch. v. Estl. I. 372 die Stadt Vänd. G. vorher Nummer 116. u. Seite 65. — Dend, Grundriss zu Gesch. Vänds. S. 28.
- 155) G. 102. B. 23. Barthel, Gesch. Rügen mit Pommern, II. 344. Rathmann, Gesch. v. Rügen II. 58. Gehen, Historie of Denmark, IX. 302. Auf diesen wichtigen Punkt, der am besten das damalige Verhältniß der baltischen Kirche zu Rom so wie die spätere Verfassung der baltischen Provinzen durch den päpstlichen Legaten erklärt, hat mich Johannes Reith aufmerksamer gemacht, der mich überhaupt bei allen sprachlichen,

- verfügt und Verfügungsdispositionen mit großer Thatsache
 nachher unterstellt und dadurch viele Wirksamkeit gesichert hat.
- 156) G. 104. B. 4. Letzte päpstliche Schreiben in Zusammenhang
 Hamburg. Verfassung. G. 344.
- 157) G. 104. B. 14. Man vergleiche hiermit die westerbölischen Auf-
 forderungen des Innocenz III., an die brennende Gerechtigkeit
 anzuhängen, die nach Island bestimmten Kreuzfahrer nicht zu
 belästigen (Schreiben v. 30. April 1218, Hamburg. U. B. G. 362),
 dem Bischof von Island nicht zu belästigen und nicht zu ver-
 setzen dessen Kirche der Gerechtigkeit der brennenden Gerechtigkeit
 zu unterwerfen (Schreiben vom 26. Oktober 1219 und schon
 früher ein Schreiben aus dem Jahre 1218, Hamburg. U. B. G. 363
 und 371). Raynaldi annales ecclesiastici. Lugd. 1747. Tom. I.
 p. 443. 461 ad a. 1219.
- 158) G. 105. B. 3. Orig. Liv. 142.
- 159) G. 105. B. 13. Schon im Jahre 1219 hatte Albert sich in
 Rom um die Metropolitankathedrale über Island bemühen lassen.
 Raynaldi ann. eccl. I. 461.
- 160) G. 106. B. 3. „Misericorditer et paterno vultu exaudivit pe-
 titionem.“ Orig. Liv. 147. Besonders wichtig ist diese Urkunde
 Kaiserin. a. — Schon mit Innocenz III. steht der König
 Wilhelm im engsten Verhältnisse, Raynaldi ann. ad a. 1210.
 Tom. I. 301.
- 161) G. 106. B. 17. Bekanntes Schreiben, Mittels. I. G. 113.
- 162) G. 107. B. 8. „Schlichter“ war Albert mit seinem Verstand,
 denn er hatte sein Verhältniß mit dem brennenden Gerechtigkeit nicht
 aus eigenem Willen sondern in Folge des hohen päpstlichen
 Schreibens vom J. 1213 aufgeben müssen.
- 163) G. 107. B. 14. „Prohibetur enim Rex Dacia Lubicensibus,
 subditis suis, necnon peregrinis in Livoniam penetrare, donec
 Episcopum ad vnum evolvit consensum.“ Orig. Liv. 148.
- 164) G. 108. Für die Ereignisse des Jahres 1221 und 1222 gibt
 dieser nur schwache Auskunft. Das Jahr 1221 steht in
 Buch, Verordn. G. 164—177.
- 165) G. 111. B. 5. „Schlichter“ der Heiligen“ Buchmann, M.
 G. 1. 371.

- 166) G. 112. B. 25. „et ne et domos suas et castra lavantes aqua, et scapis purgantes, taliter baptizant sacramenta de suisbus suis omnino delere conabuntur“. Orig. Liv. 155.
- 167) G. 113. B. 17. „sed statim nectulos et panes et pannos suos proficientes“. Orig. Liv. 157.
- 168) G. 113. B. 27. Ueber diesen Tag der Raufen gegen Basel (Zollman) sprechen auch die rathlichen Chroniken und setzen denselben in das Jahr 1223, was mit unseren obigen Bemerkungen über die Jahresrechnung Heinrichs von Zeilens übereinstimmt. Vgl. meine Untersuchungen. 133.
- 169) G. 115. B. 13. Ueber die Einrichtung und Unterhaltung dieser Jagd und Schiesserei („orisi et poci“. Orig. Liv. 167) bin ich im Unklaren geblieben. Von den Jagden spricht der Chronist auch bei der Belagerung der Feste Rothen im J. 1219; dass Starnschützen getrieben er beim Sturme auf Rheu im J. 1227 (orig. Liv. 135 und 180). Ob sich bei diese Raufflänen zum Aufwachen der Burgstelle benutzt wurden. Auch im Ganzen giebt die ungenügende Erklärung.
- 170) G. 116. B. 9. Orig. Liv. 88.
- 171) G. 117. B. 7. „Testiculi in tympanis, testalis et buccinis et ceteris instrumentis musicis; Rutheni cum suis instrumentis, et Tarantia clamoribus noctes omnes horumque ducunt.“ Orig. Liv. 167.
- 172) G. 117. B. 24. Ueber den Namen Freilichden von Puch s. Oberrheinl. u. s. a. Gesch. II. 81. Vollständig. aus dem Oberrheinl. u. s. a. Gesch. IV. 43 u. 44. Stenbert auch bei Hübner über Johann von Appenzeln.
- 173) G. 119. B. 27. Rovanja, Gesch. v. Rußland, deutsch. Uebersetzung. III. 193.
- 174) G. 121. B. 9. Die Burg Segersdorf war schon im Jahre 1212 in den Händen der Schenkgrafen. „At illi comites de castello Sygerswaldensi, quod noviter edificaverant.“ Orig. Liv. 87.
- 175) G. 121. B. 10. Ueber die Vertheilung der modernen Offiziersabtheilungen unter Geschloß und Orten s. außer der Chronik auch Rathstellungen aus dem Gesch. u. s. a. IV. 30 u. folg.
- 176) G. 122. B. 14. Gegen Ende des Jahres 1224 schickte Heinrich

- ben Reges nach Pöland. Reynaldi annales eccles. Lucie
1747. I. 541.
- 177) G. 123. B. 3. „Wironium, quae est terra fertilis et pulcher-
rima et camporum plantisque opulenta.“ Orig. Liv. 133.
- 178) G. 134. B. 6. Zedde, Beschreibung zur Gesch. Sibbels von
1143—1236. G. 20 u. folg.
- 179) G. 125. Ueber die baltischen Regierungen in Ostland (.
Orig. Liv. 178. 179. Chronicon ordinis Teutonici (Germani-
chronica) CXLVII. Dahlenburg, Gesch. v. Danemark. I. 388.
Reynaldi annales ecclesiae. ad a. 1236. Zappenberg, urkund-
liche Gesch. v. d. Hanse. II. 28. Zusammenf.
- 180) G. 127. B. 14. Schöner, Regesten v. Kaiserreich v. 1198—1254.
Gröbe Verhölz. 132. Brand, hist. Chronik. II. 19.
- 181) G. 127. B. 23. Schöner, Regesten. I. 223.
- 182) G. 127. B. 25. Reigt, Geschichte Preussens. II. 320, verweist
auf Gabelschütz, hist. Zeitk. I. 305. Dieser Jahr ist hier
Werk von Gabelschütz nicht benutzten Namen.
- 183) G. 128. B. 1. Schöner, Regesten. I. 231.
- 184) G. 128. B. 20. Wille aus Repten, Zeitkrist für deutsche
Recht. X. 87. Thang über den Gabelschütz als Quelle der
hist. Literatur. Thang, Geschichte in die 17. u. 18.
hundert Jahre Geschichte. Berl 1849. G. 97, 105, 106—112.
Germanische Regierungen in den Jahrhunderten für wissenschaftliche
Zeitk. Berl 1828. II. 303.
- 185) G. 128. B. 25. Ueber die Gabelschützischen Maßnahmen gegen die
hiesigen Kreuzfahrer (, das Reich unter Kaiser VII. Hier
will ich nur auf das persönliche Schreiben an die Kaiserin vom
28. März, 1226 aufmerksam machen, so wie auf das Schreiben
des Bischofs Wille an die Bürger von Lübeck vom 3. 1227,
(, Kaiserin Heinrichs XXXVI u. XLI. G. 48 und 53.
- 186) G. 129. B. 12. Reigt, Geschichte Preussens. II. 320.
- 187) G. 129. B. 15. Karmann, Gesch. v. Preussens. III. 303.
- 188) G. 129. B. 20. Zappenberg, urkundliche Geschichte der deutschen
Hanse II. 28. Neue Beiträge zur Kenntnis Preussens I. 325.
Wann auf Wille in Geschichte Zeitk. (, Gesch. V. 233.
Diese Text ist nicht im 3. 1228 sondern 1229 abgeschrieben.

- be „Hilfrich“, wie er gleich im Anfang heißt. „Der eigentliche
Urschreiber geschrieben war“.
- 189) G. 130. F. 1. Das Hamburger Synodale, woraus Hoppens-
berg sich aufmerksam gemacht hat, enthält das Datum des
Zehntenages des Bischofs Hilfrich: „XVI. Kal. Febr. Alberti Li-
vonicensis episcopi“, f. Langelsack scriptor. rer. Danicar. V. 368.
Wendt, Hist. Skandinav. II. 33.
- 190) G. 130. F. 16. Wendt, Hist. Skandinav. I. 211. Hammerung.
- 191) G. 132. F. 12. Orig. Liv. 163, 164.
- 192) G. 132. F. 18. Kettner war bereits im J. 1205 mit dem
Bischof nach Heland gegangen. Orig. Liv. 31, 170. Dietrich
kam im J. 1203 nach Riga und heirathete im J. 1216 die
Tochter des Fürsten von Pleskow. Orig. 23. 84. 169. Heber
des Priester Salomon f. Wendt, Hist. Skandinav. I. 168.
- 193) G. 133. F. 4. Raynaldi annal. ecclies. ad a. 1223. I. 520.
- 194) G. 133. F. 10. Raynald. ad a. 1225. XIII. Kal. Decembr.
I. 549.
- 195) G. 133. F. 24. Hoppensberg, Hamburger Urkundenbuch. S. 408.
- 196) G. 134. F. 5. Orig. Liv. 183. Albert, Staden. ad a. 1229.
- 197) G. 135. F. 10. Raynald. annal. II. 54 seqq.
- 198) G. 135. F. 16. Felsberg, Untersuchungen zur älteren Gesch.
Rufflands. 117. 126. 197.
- 199) G. 136. F. 5. Bald nach dem Jahre 1163 getheilt das Bisthum
von Riga zum Sprengel des Bisthums von Upsala. Gölze,
Gesch. v. Schweden. I. 143. 144.
- 200) G. 136. F. 23. Dahlmann, Gesch. v. Danemark. I. 278. 333.
- 201) G. 137. F. 13. Nach der Gründung von Stralsund im J. 1209
f. Codex diplom. Pomeran. 328. 404. Dahlmann, I. 361.
- 202) G. 138. Nach der Geschichte des deutschen Ordens, vergl. Helg.
Geschichte Preussens I v. II.
- 203) G. 139. Gölzer, Geschichte von Danemark. 29.
- 204) G. 141. F. 2. Raynald. ann. ecclies. Lucie 1747. T. II.
113. No. 45.
- 205) G. 242. F. 18. „Quidam qui ad terram ipsam aspirant, ut
cum eis facilius subdant illius“. Papst Gregor IX. in sei-
nem Schreiben vom 15. Februar 1234 an die päpstliche Gesandtschaft

- heit und an den Bischof von Baphung. Fälscher Hef. 29. LXI und LVI. S. 64 und 65.
- 206) S. 142. S. 28. Tschmann, Geschichte von Dänemark. I. 395.
- 207) S. 143. S. 8. Schreiben des Papstes an den Großk. und Zwan zu Galtshofen vom 30. August 1234. Fälscher Hef. 28. LXIV. S. 72.
- 208) S. 143. S. 28. Das Schreiben, worin der Papst den Erzbischof von Bremen, den Zwan zu Schwerin und den Bischof zu Mecklenburg auffordert, die Einziehung der gegen den König von Dänemark ergriffenen Maßregeln zu vernachlässigen, ist datirt von Perugia vom 10. März 1235. Fälscher Hef. 29. XLVII. S. 75.
- 209) S. 143. S. 23. Knab, Hist. Skandinav. II. 35.
- 210) S. 144. S. 7. Dieses Urtheil über Hermann von Salza steht folgt in seiner Geschichte Perusens II. 71. und steht handschriftlich beim Oronschmidt an.
- 211) S. 144. S. 10. Salzburger, päpstliche Schreiben. Erstes 1738. Buch II. Theil II. S. 338.
- 212) S. 144. S. 14. Schwann Urtheil über die Schenkungen in seiner Geschichte der päpstlichen Nationalitäten der Kreuzfahrer. Leipzig 1835. I. 301.
- 213) S. 146. S. 7. Seifert, Geschichte der preussischen Könige und Könige. S. 8. Berlin 1843.
- 214) S. 147. S. 2. Knab, Hist. Skandinav. II. 35.
- 215) S. 147. S. 2. Regesta diplomatae historiae Danicae. I. 103. Hauniae 1843. Raynaldi anal. eccl. ad a. 1136. II. 157. Orig. Liv. 273.
- 216) S. 148. S. 21. Orig. Geschichte Preussens. II. 338.
- 217) S. 149. S. 9. Regesta dipl. hist. Dan. I. 104.
- 218) S. 149. S. 12. Orig. Liv. 274.
- 219) S. 150. S. 4. Thorkelin diplomatarium. Hauniae 1786. I. 301.
- 220) S. 151. Vetus Gethlon, [Gethlon-Buch, der Zahl Gethlon eine Richtschnur, herausgegeben von Gethlon; Halle, geistliche Rathe Gethlon, Gethlon 1747 und Gethlon 1776; die Inschrift an der alle rathschäftliche Richt der Stadt Gethlon steht steht der Gethlon und der ersten Kapitäl der ersten Richt der Gethlon Gethlon zu Anstalt der germanischen

- Hefte; Carl von Hrad, Reise durch Coland und Ostland im
 Jahre 1741, aus dem Schwedischen Uebersetzt, Halle 1764; Köhrs
 Schweden S. 255 und 313; Olaus Olsson erindade tillfö
 vom Jahre 1634, Buch II, S. 36; Panderanus collection de lois
 maritimes. Paris 1828. T. I. chap. XI. T. II. chap. XVII.
 Tschinnus, Geschichte von Stannum. II. 3—9.
 221) S. 154. B. I. Die „alte Erzählung“ von dem Haischen, der
 Verführung, Gefährdung und dem Kauf des Gefährten an
 Schweden ist der Gata-Buch angehängt; f. die Ausgabe von
 Göttingen 106—115. Ueber Tschinnus f. auch Lysander
 synopsis hist. Danicae, Hauniae 1622, S. 41, der aber behauptet
 sein zu können ist.
 222) S. 156. B. 6. Nach Beispiel von Tschinnus Untersuchungen über
 den Tod in der Umgebung Haischs ausführliche Erläuterungen in unge-
 wöhnlicher Sprache gegeben.
 223) S. 152. B. 8. Auf die Wichtigkeit der alten Haisch für den
 künftigen Handel hat besonders Carl Hermann aufmerksam ge-
 macht in seinen Beiträgen zur Geschichte der russischen Reiches,
 1—48. Ueber den Haischen der Gata f. Göttingens Gata-
 Buch, Berichts S. XLIII. Heft 225.
 224) S. 155. B. 9. Ueber den „Gefährtenbuch“ f. Göttingens Be-
 richtung 447.
 225) S. 156. B. 6. Göttingens Bericht in Tschinnus Berichten
 fungen auf dem Gebiete der Geschichte. I.
 226) S. 156. B. 17. Der Name Haisch bedeutet Schwere f. Göt-
 tingers Beiträge u. f. w. II. 93.
 227) S. 157. B. 22. „Es ist die Zeit in Göttingen von manigfaltigen
 fungen zusammen“ Göttingens Beiträge. II. 95.
 228) S. 157. B. 17. In der dem Göttingens von Schmidt dem
 Haisch angehängten Urkunde vom 18. October 1163 heißt es
 ausdrücklich: „Iuris igitur et pacis ejusdem decreta, Gutentibus
 quondam a serenissimo Romanorum Imperatore domino Lo-
 thario, pie memorie, pro nostro concessa.“ S. II. S. 5.
 229) S. 157. B. 21. 218. II. S. 5.
 230) S. 158. B. 7. „Göttinger“ f. Einarss ann. ad a. 804 und
 808. Pertz. Monum. I. 191. 195.

vergeht, daß sie durch die festgestellten Gesetze schon durch „die alte Zeit“ Geschütztheitsrechte waren. Wapser diesen Satz ist für die Annahme der Zustände jener deutschen Gesetz von besonderer Wichtigkeit ein Handels-Vertrag, von dem Herz Jacobine von Koenigstein im Jahre 1269 mit den Geschlechtern aus Dänischen abschloß. Lappenberg, a. a. O. II. 93. Auch, Verfassungen II. 621, und der Entwurf zu einem ähnlichen Vertrage, den die Dänischen am das Jahr 1280 bei der neugegründeten Regierung einreichten, Lappenberg II. 29.

251) S. 168. 3. 3. Ueber den Transport der Waaren auf dem Rheine s. auch, Verfassungen II. 629 u. folg.



